



Berlin, den 16. April 1898.

König Otto.

Während ringsum in Europa die früher scheinbar festesten Throne wankten, wurde, am siebenundzwanzigsten April 1848, Maximilian von Bayern, Ludwigs Erben, der zweite Knabe geboren. Es war eine böse Zeit für die Könige. Herr Omnes war wieder einmal aus langem Schlaf aufgestanden, haufte lärmend im Land und wollte den Lenker des eignen Schicksals, den schrankenlos souverainen, spielen. Mit mißtrauischem Blick maßen, wenn sie sich unbrobachtet wähten, die Monarchen die steile Höhe, auf der ihr goldenes Stühlchen stand, und ein Zittern befiel sie bei dem Gedanken, in der nächsten Stunde schon könnten derbe Fäuste hinaufslangen und die Ragenden roh in das Gewimmel der Ehrfurchtlosen herniederzerren. Was sollte da unten aus den Berwöhnten werden, fern von dem bunten Troß, der sich vor Großen bückt, um vor Kleinen das Dienerrhaupt desto höher tragen zu dürfen, der sich einen Charakter verleihen, ein glänzendes Münzlein oder farbiges Bändlein anhängen läßt, weil er durch die Kraft des eignen Wesens und im selbst erworbenen Gewand nichts gelten würde, — fern von dem Glauben, der in den alten Liedern lebt und die Wehrlosen lange vor der Pöbelwuth schützte? Die Götter selbst sind verloren, wenn erst der Glaube an ihren himmlischen Ursprung wekkt. Dem in der Wiege zappelnden Brinzelein mag die Amme die Weise vom Königssohn gesungen haben, der sich, da dem Vater Krone und Reich geraubt ward, als Tagelöhner verdingen mußte; und der Bayernfürst Max mag den Kopf des Kleinen manchemal unruhvoll gestreichelt haben.

Er sollte, als Zweitgeborener, nach menschlicher Voraussicht nie die Last einer Krone tragen; aber würde der freche Empörergeist einer gährenden Zeit ihm auch nur sein Prinzenrecht gönnen oder den Verzärteltesten aus der warmen Heimath scheuchen? Der Eltern Wille hatte den in schlimmer Stunde Geborenen Otto genannt, nach dem anderen Wittelsbacher, der als Feldherr und Staatsmann sich um Friedrich den Ersten so große Verdienste erwarb, daß er als Bayernherzog Heinrich den Löwen beerben durfte. Ob der kleine Otto je in das Ansehen dieses Namens hineinwachsen, im werdenden Reich der Deutschen aus eigenem Werth je Etwas bedeuten würde? Oder ward ihm bestimmt, ein letzter Königsproß zu sein, ein heimloser Prinz ohne Land, auf den die Menge höhrend mit dem Finger deuten würde, als auf Einen, der in die Zeit nicht mehr paßt und gespenstisch nun, mit längst erloschenem Anspruch, durch das helle Gebiet der Allbeherrscherin *Demokratia* spult?

Er wuchs unter Gleichen heran, trat in das Heer und trug für Bayern zuerst und dann für die Einheit der deutschen Stämme die Waffen. Königs söhnen, so will es die unverrückbare Ordnung, ziemt nur der Kriegerberuf, ziemt, auch wenn sie vom Krieger nichts in sich haben, doch nur des Kriegers Kleid, der Schein der Wehrhaftigkeit, die der hohen Würde gefeßt sein soll. Prinz Otto war wohl kein schlechterer Soldat als andere Fürstenkinder; er wahrte den Schein und schien ein Held, weil er nicht beim ersten Kanonenschuß in Ohnmacht fiel. Ein Fürst, der im öffentlichen Wandel nicht mehr Kerger niß giebt als ein Privatmann und Steuerzahler ruhigen Schlages, gilt schon als ein Musterbild ritterlicher Tugend. An dem Prinzen Otto war nichts auszusetzen und das Auge der Bayern leuchtete, so oft es den jungen Wittelsbacher in seines Wesens Freundlichkeit sah. Denn der Sturm des bösen Jahres war inzwischen verbraust, Herr Omnes hatte die allzu heftig errafften Waffen sorgsam wieder in die Zeughäuser geschleppt, das alte Treugesühl hervorge sucht, — und die Monarchen blickten getrost in die Tiefe nieder, aus der ihnen nun keine Gefahr mehr drohte. Auf der steilen Höhe stand das goldene Stühlchen wieder ganz fest; und ein Bißchen weiter unten war eine goldene Wand gezogen worden, die Besitz und Bildung säuberlich von der wimmelnden Hunnenschaar trennen sollte. Das war die Errungenschaft des Großen Jahres. Eine sehr gute Einrichtung; denn nun mußte das wüste Gesindel erst die goldene Wand durchbrechen und die Reihen der Besitzenden und Gebildeten überrennen, ehe es sich an das goldene Stühlchen wagen konnte. Früher hatte der König mit dem Troß der Privilegirten oben gethront und sich kaum um das ungegliederte Gehudel da unten gekümmert. Als es ihm fürchterlich

zu werden begann, zogen Andere die schützende Wand; und damit sie gezogen und, als eine neue Abgrenzung erworbener Rechte, von Jedermann aus dem Volk anerkannt wurde, hatten von dem Gefindel ein paar hundert Namenlose ihr Leben gelassen. Die Königlichen im Land sicherten in den Bart, rieben die Hände und raunten schmunzelnd einander zu: „Jetzt sind wir so weit; jetzt kann, wie in alten Zeiten, sogar ein Toller wieder die Krone tragen.“

* * *

Prinz Otto, den des Vaters Hand einst in Sorge unruhvoll streichelte, dessen Fürstenzukunft einst unsicher schien, ist seit zwölf Jahren König von Bayern. Er weiß es nicht. Sein Geist ist unnachtet, war schon in undurchdringliches Dunkel gehüllt, als Ludwig der Zweite den Tod suchte und fand und seinem jüngeren Bruder die Krone ließ. Dem Volk blieb das gräßliche Schauspiel erspart, einen Irren im Purpur zu sehen, den weihenden Goldreiß auf der Wölbung über einem zerstörten Hirn zu erblicken. Die Mauern von Nymphenburg, Schleißheim und Fürstenried haben den Ärmsten spähsüchtiger Neugier verborgen. Nur allerlei Gerüchte krochen aus den Rigen und wuchsen unterwegs. Der Bejammernswerthe sei in die niedersten Formen der Thierheit gesunken; keine Hemmung wilder Triebe mehr, kein noch so leises Flimmern der Erkenntniß, kaum die Spur einer Regung des Instinktes. Er falle gierig mit Mund und Fingern über die Krankenkost her, befriedige während des Speisens schamlos die Nothdurft, wälze sich auf allen Bierern durch die Säle und freue sich, wenn man ihn zum Schein auf harmlos Vorüberwandelnde schießen läßt, — auf Landeskinder, die er kraft seines Amtes zu schirmen berufen ist. Denn er ist König. Mit seinem Bilde werden die Münzen geprägt und der Fremde, der jenseits des Weltmeeres den schmalen Jünglingskopf betrachtet, ahnt vielleicht gar nicht, daß er einen geistig unrettbar Erkrankten vor sich hat. In seinem Namen wird Recht gesprochen, werden Todesurtheile verkündet und vollstreckt und ihn, den Unseligsten, sucht, bang verröthelnd, der letzte Ruf der aus der Menschengemeinschaft Gestoßenen, die vor der Grabesnacht schlotternd um Gnade winseln. Ihm leistet der ins Heer Eintretende den Eid der Treue, auf sein Haupt stehen die Priester am Altar den Segen des Höchsten herab. Er weiß es nicht, weiß nicht einmal, daß sein Bruder dem Wahnsinn verfiel und der greise Oheim an seiner Statt die Regentengeschäfte besorgt. Königliche Pracht umgiebt ihn, auf seinen irren Wink eilt die Dienerschaar hin und her, bückt sich und wedelt. Keiner wagt, ihm den Titel zu weigern, der nach göttlichem und menschlichem Recht ihm gebührt, und sogar seine Aerzte, die ihn doch in den

schwächsten Stunden sahen, sprechen in ihren Altesten ehrerbietig von dem psychischen Verhalten Seiner Majestät. Und diese Majestät wälzt sich auf dem Mosaikboden der Prunksäle und lallt unverständliche Laute.

. . . Ob in diesem lichtlosen Hirn nie, auch nicht für kurze Sekunden, ein Funke aufflammt, eine flüchtige Ahnung der furchtbaren Wirklichkeit erwacht? Ob je eine schnell geknüpft und schnell gelöste Assoziation dem Irren plötzlich, wie im Bliglicht, verriech, daß er König ist und mit der Grimasse der Sklavenehrfurcht vorlieb nehmen muß, daß er wie ein krankes, ungütiges Thier lieblos gepflegt und wie eine allmächtige Majestät doch umbienert wird? Wenn Otto von Bayern eines Tages Krone und Purpurmantel heißte und in seinem Käfig vor den grinsenden Wärtern den König spielte! . . . Das Bitter des Käfigs ist dicht; nur Gerüchte dringen heraus. Wehe der Monarchie, wenn einem wahnsinnigen König Menschenverstand und Menschensprache wiederkehrten und er zu erzählen begönne, was er in den Minuten der Dämmerung, beim trüben Flackern des Bewußtseins, einst hörte und sah!

Früher hätte dumpfer Aberglaube solche Zweifel genährt. Die anthropocentrische Weltanschauung duldet den fränkenden Gedanken nicht, der irdische Herr der Schöpfung könne auf die tiefste Stufe der Thierheit sinken, in die Niederung seiner freuchenden Diener; ihn mochten Dämonen und Schwarzalben plagen, aber sein vom Götterodem beseeltes Wesen konnte nie völlig entadelt werden. Der psychisch Kranke war heilig, war ein zu besonderem Zweck geweihtes Gefäß des göttlichen Willens, den kein nur den Alltagserscheinungen der Zeitlichkeit erschlossenes Auge zu ahnen vermag. Und gar ein vom finsternen Wahn umspinnener König: wer wollte das Telos erkennen, das hinter dem Gespinnt vielleicht geheimnißvoll waltete? . . . Reste des mystisch-poetischen Dämonenglaubens haben sich lange erhalten. Es ist bekannt, daß die bayerischen Bauern noch heute in Ludwig dem Zweiten nicht einen Kranken, sondern einen hochsinnigen Schwärmer sehen, den die Tücke schnöder Neider aus der Macht und dem Leben vertrieben hat. Die wirre Phantastik des Königs stützte diesen Kinderglauben; die Menge erfuhr nicht, daß Ludwig sich mit Stallknechten umhertrieb, plumpe Burschen zärtlich umsing und die höchsten Diener des Staates zwang, wie Hunde an seiner Thür zu fragen, wenn sie Einlaß beehrten; sie vernahm nur von großartigen Bauten, prunkvollen Festen, einem königlichen Drang nach erhabener Einsamkeit und der Sehnsucht, Künstlerträumen für kurze Stunden den Schein der Wirklichkeit zu gewinnen. Und als die Wahrheit ans Licht sickerte, war im Massenempfinden die Legende nicht mehr zu entwurzeln. Ein wunderschöner König, der hoch oben

im weißen Gebirge hauste, unter den kleinen Leuten sich Freunde suchte, den Glanz entschwendunger Tage wieder erstehen ließ und, wie ein in Menschengestalt verummelter Gott, auf goldenem Schlitten nachts durch die Schneefläche des Berglandes fuhr: Herrlicheres konnte kein Dichter dem Märchentrieb des Volkes erfinden. Und damit nichts fehle, kam noch die dunkle Sage hinzu, der Einsame habe niemals ein Weib berührt, nach der verbotenen Frucht nie die reine Rechte gestreckt. Wie ein Sündenloser, von gemeiner Menschlichkeit nicht Beflecker, lebte er hinter blüthenweißen Schleiern, lebt er noch jetzt im Gedächtniß der Einsalt. . . Dem armen Otto war das Geschick nicht so gnädig. Sein Geist erkrankte, ehe sein Haupt die Krone trug. Das Volk hat ihn nie, wie so oft in guten Jahren den strahlenden Bruder, als König gesehen, nie eine edle Absicht an ihm bemerkt, ein hold ins Ohr klingendes Wort von ihm gehört. Niemand hat je an seiner Krankheit gezweifelt, über deren Fortschreiten und Stillstand Bulletins ausgegeben wurden, — und die nüchterne Knappheit der ärztlichen Ausdrucksweise mordet die Mystik. Wenn das Wort Gehirnerweichung einmal ausgesprochen ist, schwindet die Märchenstimmung auf Nimmerwiedersich. Dann denkt man nicht mehr an der Furien Rache, die Iphigeniens Bruder peinigte, nicht an Lear's graues Rasen auf öder Heide: dann steht vor dem Sinn das Bild eines hilflosen Kranken, der im Mannesalter wieder zum Kinde geworden ist und den die Sorge der Wärter vor den Regungen wüster Bestialität bewahren muß. Das Mitleid bleibt, aber die schene Ehrfurcht entweicht, denn dieser gepöppelte, gefäulberte, nur von thierischen Trieben erfüllte Leib ist nicht ein zu besonderem Zweck geweihtes Gefäß des göttlichen Willens, ist wahrlich nicht jeder Zoll ein König. Und die unverständige Einsalt selbst glaubt dem Arzt, der auf die Frage, ob in diesem lichtlosen Hirn nie ein Funke aufflammen, eine flüchtige Ahnung der furchtbaren Wirklichkeit erwachen kann, kühl und sicher antwortet: „Nein. Das psychische Befinden Seiner Majestät hindert jede Möglichkeit auch nur kurzen Erwachens aus düsterer Wahnsinnsnacht.“

* * *

In Weimar steht, auf der Hügelkrümmung der Verlaer Chaussee, ein einsames Haus. Auch da wohnt ein geistig unheilbar Erkrankter, wohnt ein Mann, in dem die lyrische Grundstimmung stärker war als die scheidende, unterscheidende Kraft des Theoretikers der Erkenntniß und der mit so stürmischer Leidenschaft doch, wie sonst nur um irdischen Besitz, um das Gold und das Weib, gerungen wird, um die Erkenntniß der Wahrheit rang. Der Pfarrerssohn hatte sich auf das blanke Eis der höchsten Gletscherblöcke

gewagt, hatte das Haupt trotzig in den Himmel gereckt und war als ein Siedher dann, ein zum Geistesstod Verdamnter, thalwärts geschlichen. Er konnte sein letztes Wort nicht sprechen, — vielleicht nicht einmal sein vorletztes; aus dem heißen Wirbelssturm rastloser Entwicklung riß ihn das Schicksal und warf ihn, ein Häuslein entgeisteter Erde, auf dürren Strand. Er lernte den Weltruhm nicht kennen und mußte, schmerzlich oft stöhnend, auf den Beifall der Volksgenossen verzichten. Der Weltruhm ist gekommen, in den Vorhutgeistern seines Volkes ist die von ihm ausgestreute Saat aufgegangen: er weiß es nicht. Wohl ihm: er weiß auch nicht, wer ihn heute bewundert und wie die verhassten Vielzuvielen mit schmagenden Lippen jetzt die Quellen verpesten, die sein Zauberstab einst aus totem Gestein erweckte. Aber er hat gelebt, hat sich selbst, mit schon müden, zitternden Händen, den Riesentorso seines Denkmals gethürmt und wird im Gedächtniß der guten Europäer, auch der von seinem Ziel nicht geblendeten, weiterleben. Wenn Friedrich Niessche der Menschheit auch leiblich stirbt, wird sie schauernd fühlen, daß die Hülle einer großen, starken und reinen Seele in Staub zerfällt.

Wenn Otto von Bayern, wie der Spruch der Aerzte jetzt ahnen läßt, dem Nierenleiden erliegt, das den Fünzigjährigen heimgesucht hat, wird nichts von ihm im Gedächtniß des Volkes fortleben; nichts Gutes, doch auch nichts Schlechtes. Er konnte seinem Lande nicht schaden, nicht den Schrecken verbreiten, den Samuel auf dem Wege der Könige sah, als der eifersüchtige Rahegott ihn Israel vor den Monarchen warnen hieß. Er konnte selbst beim schlimmsten Willen nicht den kleinsten Theil des Unheils stiften, das tolle Herrscher von den Tagen der rasenden römischen Imperatoren bis auf den russischen Paul und den englischen Georg angerichtet haben . . . Was ist ein König, den von der Macht nur der Schein, nur der Name schmückt und der auch im Purpur, mit Krone und Szepter, ein krankes, nach Beute brüllendes, von keiner Bewußtseinschränke in seiner wilden Gier gehemmtes Thier bliebe? Im zerstörten Geist des lyrischen Philosophen lebt die alte Anmuth des Wesens fort und er bietet weikend noch dem Blick ein liebliches Bild; dem irren König schwand mit dem bewußten Willen und den hemmenden Vorstellungen jeder an menschliche Art mahnende Zug.

Dennoch wird man auch dieses Königs später gedenken. Als er geboren ward, wankten in Europa die Throne; als er ins vierte Lebensjahrzehnt schritt, konnte im deutschen Land ein Wahnsinniger König heißen, drei Lustren fast und länger vielleicht, — und das Volk blieb ruhig und treu. Auch diese Wandlung darf, wenn man des Tollens Jahres gedenkt, nicht vergessen werden.

Deutsche Geschichtschreibung im Zeitalter Herders.

Neben den drei großen Historikern, die seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als Herolde einer entwickelnden und zugleich allgemeinen Geschichtschreibung aufgestanden waren, ist in Deutschland diese neue Auffassung der Historie doch auch sonst nicht unvertreten geblieben. Freilich mit Herders, Winkelmanns und Müllers Leistungen darf man diese Arbeiten nicht vergleichen. Aber sie sollen auch nicht übergangen werden, wie noch neuerdings ein summarischer Ueberblick über die Geschichtschreibung dieser Zeiten gethan hat.*) Ihre Existenz ist ja freilich sehr unbequem für eine Auffassung, die begründen will, daß eigentlich nie etwas Anderes als Staatsgeschichte den Anspruch auf den Namen der Geschichte hätte machen dürfen; aber man wird sie durch Abneigung und Schweigen nicht aus der Welt schaffen können.

Gatterers, Pütters, Meiners, Schlözer und Johann Gottfried Eichhorn sind neben den deutschen Historikern dieser Zeit an erster Stelle zu nennen; sie gehören zu denen, die der Ausbreitung der Geschichtschreibung auf das Gebiet der Kultur gedient, die Abwendung von reiner Diplomatie- und Kriegsgeschichte eingeleitet haben und die doch auch, in freilich viel bedingterem Sinne, die praktische Entfaltung des Entwicklungsgebdenks in der Geschichtschreibung gefördert haben. Sie haben Alle in Göttingen gewirkt, damals der unbestritten ersten Universität Deutschlands; nur der Schwabe Spittler ist ihnen an wissenschaftlicher Bedeutung an die Seite zu stellen. Ihre Thätigkeit drängt sich in eine verhältnißmäßig kurze Zeit zusammen: Gatterers Weltgeschichte ist in den Jahren 1785 bis 87, Spittlers Geschichte des Fürstenthums Hannover und Pütters deutsche Verfassungsgeschichte 1786, Meiners' Geschichte des weiblichen Geschlechtes 1798 bis 1800 erschienen. Aber sie gehören auch ihrer geistigen Gesamtrichtung nach zu einander, besonders, weil sie Alle eben so wohl das Arbeitgebiet der Historie wie die Breite ihrer Kausalitätsforschung ausgedehnt, d. h. weil sie Alle Kultur- und in einem gewissen Sinne auch Entwicklungsgeschichte geschrieben haben.

Und wunderbar: an einzelnen Stellen läßt sich doch auch hier wieder nachweisen, wie die Verührung mit systematischen Wissenschaften der Geschichtschreibung in ihrem Fortschreiten nach beiden Richtungen hin förderlich war.

*) Schäfer hat in seiner akademischen Rede (Das eigentliche Arbeitgebiet der Geschichte [1888] S. 17 ff.), die einen solchen Ueberblick giebt, mit keinem Wort die göttinger Schule erwähnt. Winkelmann und Herder sind wohl genannt, aber dem Zusammenhang nach als Gründer von Einzeldisziplinen, Justus Müller als Autor eines scharfsinnigen Aperçus.

Pütter war Jurist, er beherrschte das Wirrsal des Staatsrechtes am Ausgang des Reiches mit völliger Klarheit und dieser systematische Sinn mag ihn auch geleitet haben, als er in seiner „Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des Deutschen Reiches“ die Jahrhunderte langen Zusammenhänge dieser Materie doch in sehr viel höherem Maß als Totalität begriff, als man bisher gewöhnt gewesen war. Das Buch hält mehr, als sein Titel verspricht; es ist eigentlich fast eine deutsche Geschichte, wenigstens in der Abgrenzung, die bis heute üblich war. Sein Hauptaugenmerk ist auf die Abwandlung der Verfassung gerichtet, aber er zieht doch auch rein geistige Bewegungen in den Bereich seiner Darstellung, so weit sie juristische Folgen hatten; so die Reformation. Methodisch wichtig sind freilich nur jene, die Hauptabschnitte des Buches; und auch in ihnen wird man nur eine Annäherung an den Entwicklungsgedanken nachweisen können. Aber schon ihre leitende Idee, Schritt vor Schritt nicht nur den Handlungen der Fürsten und Regierungen, sondern der Geschichte von Institutionen zu folgen, kann nur von ihm eingegeben sein. Wenn seine Darstellung sich auch vielfach nur mit der Punkt für Punkt fortschreitenden Beschreibung des Thatsächlichen begnügt und also streckenweise eben so tief im Chronikensstil wie die damalige Diplomatie-Geschichte stecken bleibt, wenn sie sich auch sehr selten zu ganz allgemeinen Betrachtungen, zu Ueberblicken über ganze Entwicklungreihen erhebt: immerhin ist doch schon der wenigstens halb bewußte Zweck der maßgebende, die Geschichte von Einrichtungen als ein Ganzes erblicken zu lassen. Und zugleich wurde doch wieder ein neues Gebiet, diesmal der innerstaatlichen Entwicklung, das Staatsrecht in sachmäßiger Bearbeitung, in den Bereich der Geschichtsschreibung gezogen. Ein Vorgang, der doch für die Geschichte unserer Wissenschaft wichtig ist, denn Voltaire z. B. war über solche Dinge nur sehr oberflächlich informiert gewesen; hier aber ergriff der erste Vertreter der analogen systematischen Wissenschaft das Wort.

Ein ähnliches Anfangsstadium bezeichnet Gatterers Weltgeschichte, die bis zur Entdeckung Amerikas fortgeführt wurde. Sie empfiehlt sich dem modernen Leser in anderer Hinsicht als das Werk Pütters, indem der Verfasser in Voltaires Art und in ganz umfassender Darstellung alle Gebiete der Kulturgeschichte seinem Buch einverleibt: er unterscheidet geistreich zwischen Völker- und Menschenhistorie und weist jener die politische, dieser die Geschichte der geistigen und materiellen Kultur zu. Aber auch hier entspricht die Ausführung zu wenig dem Plan oder besser: der in dieser systematischen Disposition schlummernden Tendenz; das Werk ist gar zu sehr Notizen- und Nachrichtenammlung, als daß man es eine Etappe auf dem Wege zu einer neuen Geschichtsschreibung nennen dürfte.

Spittler ist auch in seinen besten Büchern, so in seiner Geschichte von

Hannover, noch mehr Chronist als Gatterer und Pütter. Er theilt dieß Buch sauber nach den Regierungszeiten selbst der unbedeutendsten Fürsten ein, aber er wendet doch auch den mehr organischen Entwicklungen, namentlich der Verwaltung, so viel Sorgfalt zu, daß man ihn Unrecht thäte, wollte man ihn nicht neben Pütter nennen. Sein Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten ist freilich mehr ein trodenes Handbuch als Darstellung und selbst seine kleine Kirchengeschichte, von der man mehr erwartet, kommt nicht allzu weit über unproduktive Description hinaus; sie nimmt wohl hier und da den Anlauf zu weitgreifender, ganze Zeiträume umfassender Betrachtung, kommt aber doch nicht über gelegentliche Aperçus in dieser Richtung hinaus. Wie wenig der Treffliche sich über seine eigene Bedeutung klar war, ergiebt sich deutlich aus einer Wendung seines literarischen Apparates, mit der er Voltaires „Jahrhundert Ludwigs des vierzehnten“ abschätzig bei Seite schiebt mit den Worten: Ein geschmackvoller historischer Entwurf, aber keine Geschichte!

Johann Gottfried Eichhorn hat, was Gatterer begann, wesentlich gefördert: auch er widmet der Kulturgeschichte nicht allzu ausgedehnte, aber systematisch disponirte Kapitel. Namentlich, wo sich ihm zu wenige Nachrichten über die auswärtige Politik darbieten, bevorzugt er nothgedrungen die Kultur. Da er nämlich — sicher unter dem Einfluß Herders — den an sich werthvollen Gedanken hegte, seine Weltgeschichte müsse auch Asien, Afrika und Amerika umfassen, und ihn auch mit all der systematischen Beharrlichkeit und der Pedanterie durchführte, die Herder nicht hatte, so gerieth er an Stellen, wo die gebenedeiten Staatsaktionen unseltiger Weise fehlten. Ranke würde solche Völker als der Historie und ihrer Beachtung unwürdig gebrandmarkt haben, Eichhorn aber machte aus der Noth eine Tugend und sprach wesentlich über ihre Kultur. Selbst in den politischen Abschnitten, die er der Geschichte der Griechen und Römer widmet, ist er zuweilen über die primitive Einfalt des Chronistenstils hinausgekommen und entwirft auch von solchen Zeiten, über die die erdrückendste Fülle des gleichgiltigsten Kleinramms zu berichten wäre, ein Bild in großen Zügen, — sicherlich wieder unter der Einwirkung des herderschen Beispiels. Allerdings hält er sich nicht dauernd auf dieser Höhe. Seine Geschichte der drei letzten Jahrhunderte, die noch 1817 in dritter Auflage erschien, artet in ein Compendium roh-descriptiver Geschichte der auswärtigen Politik aus und die meisten analogen Abschnitte seiner Weltgeschichte sind wenig besser.

Weiners hatte wohl von allen Göttingern den höchsten Ehrgeiz: er ist auf ganz neue Gedanken gekommen. Er hat den Versuch einer Religionsgeschichte der ältesten Völker, einen Vergleich der Sitten des Mittelalters mit denen des achtzehnten Jahrhunderts, eine Geschichte der Wissenschaften in Griechenland und Rom, eine Geschichte der hohen Schulen, endlich eine Ge-

schichte des weiblichen Geschlechtes geschrieben. Das waren fruchtbare Pläne, die sämmtlich nur im entwickelungsgeschichtlichen Sinn gesagt werden konnten, aber freilich nur zum Theil so ausgeführt zu werden brauchten. Denn der Vergleich, das wesentlichste methodische Mittel der entwickelnden Geschichtsschreibung, muß, angewandt auf zwei weit von einander entfernt liegende Zeitalter, auch zu weiteren Konsequenzen in der selben Richtung führen und die Geschichte einzelner Zweige der geistigen Kultur kann kein anderes Ziel haben, so wenig wie die Geschichte einer großen sozialen Gruppe, der größten, die es giebt, eines ganzen Geschlechtes. Doch die Grundtendenz dieser Werke verbürgte allerdings noch nicht die Folgerichtigkeit der Ausführung. Es ist bei Meiners nicht anders als bei den anderen Göttingern: Ansätze, Anläufe und Spuren einer Innehaltung des Programmes finden sich wohl, aber es kommt nicht zu systematischer Durchführung der leitenden Ideen. Die Historiker von heute, die da meinen, der Unterschied zwischen entwickelnder und beschreibender Geschichte sei ein Wahn, und dieser Meinung oft so überheblichen Ausdruck geben, hätten hier Gelegenheit, an einem praktischen Beispiel sich von der Unhaltbarkeit ihrer Anschauung zu überzeugen. Meiners macht in seiner Geschichte der antiken Wissenschaften gar nicht selten den Versuch, den Fortschritt oder die Wandlung der geistigen Bewegung der Griechen entwickelnd nachzuweisen, so etwa bei Gelegenheit des Ueberganges von den Sophisten zu Sokrates, aber in der Hauptsache verfällt er immer wieder in die tote Description, d. h. in das — ich möchte sagen — nur addirende Aneinanderreihen der Lehren der einzelnen Philosophen. Und ähnlich verläuft sich die Darstellung seiner Geschichte des weiblichen Geschlechtes im ersten Bande vielfach in eine Art ethnographischer Notizensammlung, während der zweite Theil, oder das 'Vätertheater' sehr kurz abgeringt, der neuen Jahrhunderten aber um so länger verweilt, zuletzt fast ganz in allerlei Anekdotenstrom und Hofkatsch aufgeht, den er Brantôme und anderen unterhaltenden Vätermäulern nach erzählt. Die Ansätze zu entwickelnder Betrachtung, die man zuweilen findet, sind oft ganz naiver, fast thöricht primitiver Art, oft auch freilich weiter reichend.

Den größten Erfolg hatte Schölzers Thätigkeit. Auch ihm mag seine Berührung mit systematischen Studien wirksam geholfen haben: er war der erste Vertreter nicht nur der deskriptiven, sondern auch der theoretischen Statistik. Seine Weltgeschichte im Auszug, die in drei kleinen Bänden bis Chlodwig reicht, ist ein gedankenreiches Buch. Weß Geistes Kind er ist, zeigt sich sogleich, wenn man bei ihm liest, wie er sich über die Ursache der Größe der Römer kurz also äußert: Religion mit Wärme, doch ohne Schwärmerei als eine moralische und politische Triebfeder, Aberglaube als Leitseil für den Böbel. Das ist etwas manierirt gesagt und sehr ansehbar, wie das Beste,

was in diesem wunderbar willkürlichen Buch steht; aber wie selten schwang sich damals ein deutscher Berufshistoriker dazu auf, überhaupt über ganze Perioden, ganze Völker generelle Beobachtungen anzustellen! Mochte auch er nicht zu wirklicher Entwicklungsgeschichte durchdringen: er gönnte doch der geistigen wie der materiellen Kultur große Abschnitte in seinem Werk und erhob sich mit seinen Anläufen weit über das Niveau der gelehrten Historiker seiner Zeit.

Das lag allerdings nicht allzu hoch, aber all dieser Durchschnittsthätigkeit muß doch mit einem Worte gedacht werden. In den dickleibigen, sehr fleißigen, sehr nützlichen und sehr gedankenarmen Werken, die man der Geschichte einzelner Disziplinen der deutschen Wissenschaft gewidmet hat, ist dieses Mittelgut in unerträglich Weise als die Hauptsache behandelt; eine Darstellung, die nur das Wesentliche in Betracht zieht, wird ihnen nur wenige Zeilen zu widmen haben, aber sie nicht gänzlich ignoriren dürfen. Nur ist Eins vor Allem zu bemerken: der wissenschaftliche wie der literarische Werth dieser gelehrten Kerntuppen der neueren Jahrhunderte — denn die ganze Epoche zwischen Renaissance und Aufklärung bildet in diesem Stück eine Einheit — ist sicher ganz außerordentlich übertrieben worden. Der fernere Stehende muß, wenn er allein nach Geschichten der Geschichtschreibung urtheilen wollte, den Eindruck empfangen, als seien Thuanus, Sleidau, Hortleder, Pufendorf und wie alle die Größen dieses roh empirischen oder, besser gesagt, stoffammelnden Zeitalters heißen mögen, wahrhaft bedeutende Historiker, die mit Tacitus oder Thucydides — wenn nicht auf eine Stufe gestellt, so doch — einigermaßen verglichen werden könnten. Und wie enttäuscht würde er sein, wollte er nur eins ihrer Werke aufschlagen! Man greife des Beispiels wegen die gerühmten *Res gestae Friederici Wilhelmi* heraus, — was findet man da: ein Geröll von Rohmaterial aus Aktenstücken, durch spärliche Zwischenbemerkungen und noch seltenere Versuche einer eigenen Darstellung nur sehr locker verbunden. Friedrich der Große hat über dieses Buch als literarisches Denkmal ein vernichtendes Urtheil gefällt, das er ohne alle Ungerechtigkeit auch auf die in Pufendorfs Fußstapfen wandelnden Historiker der Folgezeit erstreckt hat. Er sagt im Hinblick auf Pufendorfs Friedrich Wilhelm: *Nos auteurs ont (ce me semble) toujours péché, faute de discerner les choses essentielles des accessoires, d'éclaircir les faits, de resserrer leur prose traînante et excessivement sujette aux inversions, aux nombreuses épithètes, et d'écrire en pédants plutôt qu'en hommes de génie.* Es hieße, das Andenken der gewaltigen Historiker des Alterthums schänden, wollte man diese Schrift mit ihren Werken in einem Athem nennen. Die Ueberschätzung aber, die man heute dieser Literatur noch oft angedeihen läßt, ist nur dadurch zu erklären, daß man als alleinigen Maßstab für die

Bedeutung eines Historikers die größere oder geringere Authentizität seiner Quellen gelten läßt. In der That läßt dieses Kriterium wohl einen Theil der wissenschaftlichen Fähigkeiten der einzelnen Geschichtschreiber erkennen, nämlich das Maß von Kritik, das sie bei der Auswahl des Rohstoffes anwenden. Alles Uebrige, was von der Geschichtschreibung zu fordern ist, Bearbeitung, Durchdringung, Ordnung und Sichtung dieses Rohstoffes, bleibt dabei aus dem Spiele, gleich als ob alle Forderungen dieser Art nur nebensächliche seien. So darf denn von einer Bedeutsamkeit dieser Historiker nur mit der einen sehr wichtigen und sehr abschwächenden Voraussetzung gesprochen werden, daß man ihnen nur sehr primitive Leistungen zutraut. Jedes übertriebene Loben ist auch dann unangebracht, da es von den selben üblen Wirkungen begleitet ist wie ein Uebermaß im Tadel, vor dem immer mit so sehr viel größerem Eifer gewarnt wird. Denn im Grunde wird genau das selbe Ergebnis herbeigeführt wie durch jenes, nur daß nicht die zunächst behandelten Autoren verunglimpft werden, sondern andere. Gewiß ist es wichtig für die Geschichte der geistigen Kultur, daß Otto von Freising in seinem großen Werke mehr erreicht hat als Pufendorf, und doch wird dieser Sachverhalt durch ein übermäßiges Lob Pufendorfs eben so verdunkelt, wie es durch eine ungedulde Kritik Ottos geschieht. Eine fragmentarische oder „individualistische“, d. h. in diesem Falle nur noch deskriptive Behandlung bringt jedem Gegenstande Schaden, der Geschichte einer Wissenschaft aber frommt sie am Allerwenigsten.

Im Zeitalter Herders nun stand es um die Geschichtschreibung nicht wesentlich besser. Die führenden Vertreter ihrer berufsmäßigen Ausübung standen kaum auf einer höheren Stufe und sie haben es an ehrlischer aber unfählich geistloser Detailarbeit auch damals nicht mangeln lassen. Aber was sie zu Stande brachten, hat kein Recht auf einen Platz in der Geschichte der Historiographie. Da ist Häberlins Reichshistorie in zweiunddreißig Bänden, ein Buch, das auch Giesebrecht, dessen literarischem Gaumen man Ueberempfindlichkeit schwerlich wird vorwerfen dürfen, als ein Ungeheuer gebremmarkt hat. Und wenn die Könige unter den Historikern des Zeitalters auf diesen Kärner verächtlich herabsehauen mochten, so fehlte es auch ihm nicht an Selbstgefühl. In spitzigen Anspielungen höhnte er die neue historische Metaphysik, die nach französischem Muster jetzt leider auch in Deutschland um sich greift. Und er erciferst sich dagegen, daß man nun von einer geschmackvollen deutschen Reichshistorie, als welche er sein zweiunddreißigbändiges Ungeheuer unzweifelhaft betrachtete, gar auch Berücksichtigung „der Geschichte der Religion, des Justizwesens, der Gelehrsamkeit, der Sitten der Nation, des Gewerbes, des Handels und anderer dergleichen Dinge“ verlange.*) Man sieht: an Bed-

*) S. das Citat bei Wegeler, Geschichte der deutschen Historiographie (1885) S. 898.

messern hat es unserer Kunst damals so wenig wie zu allen Zeiten gefehlt. Aber auch Häberlins etwas weniger umständliche Vorgänger in der deutschen Geschichtschreibung, Masceou und Vánau, die Beide in ihrem späteren Lebensalter noch Zeitgenossen Winkelmanns, Möfers und Herders waren, haben als Historiker der großen Darstellung wenig mehr geleistet. Sie haben nicht ohne Kritik im Detail gearbeitet, aber mehr ist auch nicht von ihnen zu rühmen. Sie haben in ihren zahlreichen Bänden kleine kulturgeschichtliche Exkurse gegeben; in der Hauptsache waren sie rein politische Historiker. Die innere Verwandtschaft zwischen nur beschreibender und Diplomatie- und Kriegsgeschichte ist auch hier zu Tage getreten. Wer den Blick immer auf die in schnellem Wechsel vorüberziehenden Schauspiele auf der Bühne des Völkerverlebens und ihre Einzeltvorgänge, nicht aber auf den Gang der Handlung gerichtet hält, dessen Auge bleibt auch an den buntesten und lautesten Szenen haften; und Das sind die großen Aktionen der auswärtigen Politik.

Es hätte übel um die im engeren Sinne politische Geschichtschreibung dieser Epoche in Deutschland gestanden, wenn sie auf die berufsmäßig arbeitenden Gelehrten beschränkt geblieben wäre. Aber ein Dichter und ein König haben sie zu Ehren gebracht; und diese Beiden sind denn auch die einzigen Historiker dieser Richtung, die sich einen Namen gemacht haben. Aber auch ihre Werke heben sich über das Niveau der Gesamtheit mehr als literarische denn als wissenschaftliche Produkte. Friedrichs des Großen Schriften verdienen ihren Ruf als wissenschaftlich treue Berichte großer eigener Thaten und als Erzeugnisse einer weit klaren und geschmackvolleren Feder, als sie damals den deutschen Gelehrten in der Regel zur Verfügung stand. Aber Memoiren nehmen an sich eine Ausnahmestellung ein; sie gehören im Grunde nicht zur Geschichtschreibung großen Stiles. Mögen sie auch noch so sachlich gehalten sein, wie die des Königs unzweifelhaft es waren: sie behaupten ihren Werth als Dokumente, aber niemals oder doch nur in den allerfeltesten Fällen als Geschichtsdarstellungen. Sie sind als Berichte an sich beschreibender Natur und werden es, wie ein sehr großer Theil der Einzelforschung, auch dann bleiben müssen, wenn alle große Geschichtschreibung einmal, wie zu hoffen steht, eine entwickelnde geworden ist. Damals waren freilich die meisten, wenn nicht alle Darstellungen ganz der selben Art, aber trotzdem ist an dem Unterschiede festzuhalten. Friedrich der Große hat da, wo er den Boden autobiographischer Mittheilung verläßt, bei der Abfassung seiner brandenburgischen Hausgeschichte, sich insoweit als Schüler Voltaires erwiesen, als er zwar, ganz wie sein Meister, in dem Haupttheil der Schrift die wesentlichsten äußeren Ereignisse der Politik seines Staates rein beschreibend erzählt; aber in den freilich nur locker angefügten Abhandlungen über Religion, Sitten und Regierungweise wurde er nicht nur Verfassung-, Kultur- und Literaturhistoriker, sondern verfuhr auch schon hier

und da entwickelnd, — ganz wie Voltaire selbst. Und Das geschah, obwohl gerade diese Theile, wie wir heute wissen, auf den sorgfältigsten, also auch umständlichsten und schwer zu bewältigenden Archivforschungen beruhten. Und auch an diesem königlichen Geschichtschreiber wird der enge Zusammenhang zwischen entwickelnder und systematischer Wissenschaft offenbar; Friedrich, der schon jung sich als politischen Theoretiker versucht hatte, hat auch dieser rein historischen Schrift eine systematische Abhandlung beigegeben: über die Gründe für die Aufstellung und Abschaffung von Gesetzen.

Schiller wollte in seinen beiden umfassenden Geschichtswerken vor Allen den äußeren Hergang der Dinge erzählen, ihn in all seiner Buntheit und Mannichfaltigkeit wiedergeben. Zuweilen wirft er auch einen Blick auf die großen organischen Zusammenhänge, so, wenn er von den wirthschaftlichen Zuständen der Niederlande redet; aber es geschieht nur gelegentlich. Näher liegen ihm die tiefen psychologischen Verknüpfungen in den Seelen der Handelnden, aber auch sie stehen nicht eigentlich im Vordergrund: in der Hauptsache verfährt er beschreibend. Aber zum Mindesten in der Theorie war doch auch er von der Nothwendigkeit der Aufdeckung großer Entwicklungreihen überzeugt.

So gehören denn diese beiden literarisch Großen unter den damaligen Historikern der deskriptiven und rein politischen Richtung ihr nicht wirklich ganz an. Und das Bild, das die Geschichtschreibung der Zeitgenossen Herders, Winkelmanns und Müllers bietet, wäre überhaupt dürftig genug, müßte nicht noch einiger Versuche gedacht werden, die damals zur theoretischen Bestimmung der Aufgaben der Historie gemacht worden sind. Daß es die illustren Namen Lessings, Schillers und Kants sind, an die sie sich knüpfen, läßt erkennen, welches Gewicht ihnen beizumessen ist. Von diesen Schriften muß ausführlicher als von allen anderen die Rede sein, denn obwohl sie nur Darlegungen über das Amt des Geschichtschreibers, nicht historische Werke selbst sind, so beanspruchen doch diese sehr dicht auf einander folgenden Äußerungen — Lessing ließ sich 1780, Kant 1784, Schiller 1789 vernehmen — sehr viel mehr Aufmerksamkeit als die händereiche Praxis Gatterers, Spittlers und der allermeisten anderen Mitglieder der Junft.

Das mindeste Gewicht wird man von vorn herein der Stellungnahme Lessings beizumessen geneigt sein. Der muthige Brecher der Tradition, dem die deutsche Poesie nicht so viel, wie lange Zeit hindurch mit großer Ausdauer verkländert wurde, und unsere geistige Kultur etwas mehr, als heute manche Stimmen wahrhaben wollen, zu danken hat, zeigt als literarische Persönlichkeit einen Januskopf, wie so viele bedeutende Menschen, die auf der Schwelle zweier Zeitalter stehen. Er hat unser Volk gewiß von manchen Vorurtheilen eines rationalistischen Zeitalters befreit, aber er hat doch auch wieder ganz im Sinne der von ihm so hart und erfolgreich bekämpften alten

Zeit neue geistige Dogmen sehr apodiktisch aufgestellt und mit nicht immer ausreichender Umsicht als unumstößlich verkündet. Moderne Leser würden, wenn sie zu seinen nicht ästhetischen Prosaschriften griffen, oft erstaunt sein, wie vielfach die Anschauungen dieses Heros der deutschen Aufklärung noch religiös gebunden waren. Das tritt besonders da hervor, wo schon vor ihm die Popularphilosophie der Epoche — in ihren konservativen Elementen — ein innerlich unwahres Kompromiß mit dem christlichen, dem Gottesglauben geschlossen hatte. Unter all diesen Voraussetzungen ist es zuletzt nicht allzu verwunderlich, daß Lessing die Weltgeschichte als die Erziehung des Menschengeschlechtes durch einen persönlichen, immerfort eingreifenden Gott auffaßte. Nicht zwar in einem orthodox-dogmatischen Sinn, wie man ihm fälschlich untergeschoben hat, predigte er hier eine theologische Teleologie. Allerdings war sie immerhin noch mehr fast als etwa die *Vicos* christlich gefärbt: die Rolle, die in dieser universalgeschichtlichen Uebersicht der Offenbarung einge-räumt ist, die Einseitigkeit, mit der sich der Verfasser der jüdisch-christlichen Religionenentwicklung zuwendet, die in diesem Munde mehr leicht als naiv-gläubig klingende Auffassung von dem Lehramt Gottes in der Geschichte: sie bedeuten alle eben so viele Rückschritte, selbst gegen Montesquieus Urvernunft. Und hier findet man nicht, wie in Herders unvergleichlich tieferem Werk, ein Gegengewicht in der Fülle neuer Anschauungen oder gar in dem historischen Sinn des Autors. Aber immerhin liegt doch auch dieser, wie an sich jeder teleologischen Geschichtsauffassung die Idee der Entwicklung zu Grunde, — und eben deshalb verdient Lessing, trotz aller unklaren Vermischung organischen Wachstums und göttlicher Eingriffe, in dieser erlauchten Reihe genannt zu werden.

Die Antrittsrede über Bedeutung und Studium der Universalgeschichte, mit der sich Schiller in sein jenaer Lehramt einführte, ist unzweifelhaft unbefangener und wissenschaftlicher gedacht als Lessings Schrift. Der Entwicklungsgedanke als solcher tritt in dem schönen Gleichniß am Anfang ganz rein hervor. Schiller nennt die Geschichte einen ununterbrochenen fortlaufenden Strom, von dem aber die Weltgeschichte nur hier und da eine Welle beleuchtet. Man kann die Einheitlichkeit des großen Zusammenhangs der Geschehnisse und die Unauffindbarkeit so vieler Glieder in dieser ununterbrochenen Kette von Ursachen und Wirkungen nicht greifbarer und schöner kennzeichnen; und die — nicht nur unbewußte, sondern leider später ausdrücklich verworfene — Voraussetzung dieses Vergleiches kann auch nur die Vorstellung von dem natürlichen, d. h. nicht irgendwie künstlich beeinflussten und geleiteten Wachstum der Geschichte sein. Aber Schiller war doch zu sehr ein Sohn seines Jahrhunderts, als daß er bei einer so unvoreingenommenen und objektiv bescheidenden Meinung hätte beharren können. Denn in dem naiven Satz, den gut gemeinte, aber sehr in die Irre gehende Verehrung auf ihn gemünzt hat:

hätte Schiller nicht unser größter Dichter sein wollen, so wäre er unser größter Geschichtschreiber geworden, ist der Nachsatz fast eben so falsch wie der unbegreifliche Vordersatz. Schiller hat sich selbst viel zu oft als philosophischen Kopf eingeführt, als daß man ihn zu einem Historiker im wahren Sinn des Wortes stempeln könnte. Und so ist nur begreiflich, daß sein Vortrag im Haupttheil geradezu ein Hymnus auf die Zweckauffassung der Weltgeschichte wird. Er leitet den Geschichtschreiber geradezu an, diese Zwecke des Schicksals zu finden und von ihnen aus, nun wieder rückwärts schreitend, Das, was er vorher rein erfahrungsmäßig gefunden hat, nachträglich zu „ordnen“. Das, worin er vorher nur Ursache und Wirkung sah, soll er jetzt als Mittel zum Zweck erkennen lernen. Und so lange noch wichtige Bindeglieder fehlen, schiebt er die Entscheidung auf, aber „diejenige Meinung siegt, welche dem Verstande die höhere Befriedigung und dem Herzen die größere Glückseligkeit gewährt.“ Eine Fülle von unglücklichen Rathschlägen, die die Geschichtschreibung geradezu zur willkürlichen Konstruktion anleiten: dem teleologischen Grundzug ist damit eine Anwendung gegeben, die alle wahrhaft historische, wahrhaft wissenschaftliche Betrachtung der Dinge nur gefährden und irreführen kann. Alles, was da gesagt ist, wäre zu billigen, wenn es sich um die Herstellung von Ursachenreihen allein handelte. Für sie wird der Historiker gar nicht selten des hier beschriebenen konstruktiven Verfahrens bedürfen; aber Alles wird verdorben durch die unglückliche Wiedereinführung des Zweckbegriffes in die Geschichte. Für die Methode freilich bleibt als positiver Bestandtheil, ganz wie von Herders Praxis, eine Grundrichtung bestehen, die eben so weit fort von toter und fragmentarischer Deskription wie zu einer systematisch verfahrenen Auffassung der Kausalitätsreihen hinweist.

Schiller schrieb vor Allem unter dem Einfluß der kantischen Philosophie, aber die Schrift, in der der Meister selbst vier Jahre vorher seine Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht niedergelegt hatte, bewährt, wie freilich nicht anders zu erwarten ist, eine sehr viel stärkere Kraft des Denkens, einen sehr viel tieferen Einblick in das Werden der Geschichte als die Ausführungen seines großen Schülers. Zwar ist auch sie beherrscht von der Idee, die Entwicklung des Menschengeschlechtes sei bestimmt, einen Zweck zu verwirklichen; aber erstens ist sehr maßvoll, was Kant darüber singt: er sieht das Ziel der Geschichte in der vollständigen und zweckmäßigen Auswidmung aller Naturanlagen. Das ist jedenfalls die Zweckvorstellung, die sich am Wenigsten weit von dem reinen und unverwischten empirischen Entwicklungsgedanken entfernt, wie Kant denn auch in seinen analogen Betrachtungen über die Natur dem Gedanken Darwins schon sehr nah gekommen ist. Zweitens aber bringt er eine Fülle von Einzelausführungen vor, die durchaus nicht auf leer begriffliches Eintheilen und Scheiden hinauslaufen, sondern voll

von tiefgründiger Wirklichkeitserkenntniß sind. Wer auf Grund geschichtlicher Forschungen, wie der Schreiber dieser Zeilen, in den Gegensätzen von Persönlichkeits- und Genossenschaftsdrang, von Absonderung- und Einigungstrieb die Pole des sozialen Lebens zu erkennen glaubt, ist aufs Höchste überrascht und erfreut, diesen Gedanken hier wiederzufinden. Kant erklärt diesen Zwiespalt für den Kontrast, der alle Geschichte durchzieht und beherrscht. Weiter offenbart er im Einzelnen eine sehr bemerkenswerth realistische Geschichtsauffassung, wenn er in Streit und Kampf und allen Gegensätzen der Menschheit die wesentlichste Ursache ihres Fortschrittes sieht. Im Gegensatz zu allen christlichen und rousseauischen Idealen redet er sehr unehrerbietig von einem durchaus friedlichen Zustand, in dem die Menschheit den Schafen wohl an Gutmüthigkeit, aber auch sonst ähnlich sein möchte. Und eben so wichtig ist auch der Gedanke, daß, was dem Einzelnen nicht verstattet sei, die Entwicklung aller seiner Anlagen, um so mehr Aufgabe der Gattung sei. Am Sieghaftesten aber bricht die Originalität dieses gewaltigen Denkers da durch, wo er als ein Vorläufer aller großen Soziologen und Menschheitspädagogen des neunzehnten Jahrhunderts in eine Klage darüber ausbricht, daß die Menschheit noch immer plan- und ziellos ihres Weges schreite, statt über das Wohin zu entscheiden und Beschluß zu fassen.

Trotzdem, Das darf natürlich nicht verhüllt werden, ist die Zweckauffassung die herrschende: die Geschichte des Menschengeschlechtes im Großen ist ihm die Vollziehung eines verborgenen Planes der Natur. Und man wird zugeben müssen, daß diese Definition nicht eben glücklich ist. Zunächst, weil überhaupt jede teleologische Auffassung der Geschichte dem eigensten empirischen Charakter dieser Wissenschaft widerspricht; gerade sie verträgt noch weniger als viele andere die Hineintrognng ihr innerlich fremder metaphysischer Elemente; dann aber, weil gerade diese Begriffsbestimmung besonders zweideutig ist. Denn sie ist offenbar von dem Bestreben eingegeben, einer rein empirischen Auffassung der Geschichte der Menschheit als eines organischen, nicht durch irgend welche äußeren oder inneren Willenseinwirkungen bestimmten, sondern pflanzenartig unbewußt fortschreitenden Wachsthumes Zugeländnisse zu machen: die Wahl des Ausdruckes Natur für den Zweck setzenden Urheber alles Geschehens beweist Das. Er ist im Grunde aber eben so unklar wie die von der Aufklärung so sehr geliebte „Vorsehung“. Es sind kleine, halb ängstliche Aus Hilfsmittel, um ein Surrogat für den Gottesbegriff zu finden, den man nicht mehr aufrechterhalten, dem man aber auch nicht entschieden eine gänzlich entgötterte Welt entgegensetzen mag. In dem Wort Natur fallen Subjekt und Objekt, Schöpfer und Schöpfung zusammen; denn wie sollte der Gegenstand Dessen, was die Natur plant, anders genannt werden als ebenfalls wieder Natur? Kant vermeidet die Ausdrücke Gott oder Vorsehung. Aber eben

dieses Entgegenkommen ist logisch unhaltbar: was soll man sich denn unter einer planenden, also auch denkenden Natur vorstellen? Es ist eins der zahlreichen Begriffskunststücke Kants, mit denen er sich bei all seinem durchdringenden Intellektualismus doch als echten Nachfolger der Phantasia-Philosophen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erweist, sicher aber auch einer seiner schwersten Irrthümer; denn die modernen Mystiker und Theosophen, die die selbe Unklarheit so geflüchtig pflegen, die vom Weltgeist und anderen Vermittelungen zwischen pantheistischer, theistischer und organischer Naturauffassung mehr selbst überzeugt als Andere zu überzeugen im Stande sind, wird man nicht zu seiner Hilfe herbeirufen dürfen, so wenig wie ältere Gefühlspantheisten; ganz von ihrer geistigen Potenz abgesehen: sie erheben doch den Anspruch logischer Konsequenz durchaus nicht in dem Maße wie Kant. Und Spinozas System, an das man auch denken könnte, ist sehr viel klarer und folgerichtiger als diese kantische Gedankenreihe. Kant ist sich selbst der Unklarheit in diesem Punkte bewußt gewesen. Denn dieser Zweckmäßigkeit der Natur, die eins der Fundamente seiner Philosophie ausmacht und auf die er immer wieder zurückkommt, hat er doch auch wieder Grenzen setzen wollen, die er mit nicht sehr glücklichen Begriffsunterschieden begründet. Alles Erklärbare nämlich, so formulirte er seine These, sollte man getrost der mechanischen, d. h. also im modernen Sinne der organisch-empirischen Forschung überlassen, man könnte sich deren unteleologischer Führung überhaupt ganz überlassen, wenn sie Alles zu erklären vermöchte. Da sie Das aber nicht kann, so muß eine mit Zwecken operirende Erklärung in ihr Recht treten, um so mehr, als alles empirisch nicht Erklärte „den Eindruck des Zweckmäßigen“ macht. Aber diese Zweckklärung soll wieder nicht absolute Geltung haben, sondern nur die unerklärten Grenzgebiete betreffen. Man betrachte diese Deduktion genauer und man wird mehrere Fehlschlüsse darin nachweisen können. Weil unsere empirische Forschung nicht zureicht, muß eine Erklärung aus Zwecken eintreten. Eine in sich widerspruchsvolle Forderung, die an einer bestimmten Stelle ein Bedürfniß zum Leitmotiv der Forschung macht, das man sich doch scheut, überall sonst als Richtschnur anzuerkennen. Der richtige Nachsatz wäre: kann menschliche Schwachheit nicht weiter vordringen, so möge sie das unbekannte Land im Dunkel lassen, dies Dunkel anerkennen, aber nicht mit erträumten Leuchtfeuern den Schein erwecken, als sei es dort hell. Hätten wie eine rückwärtslos kritische, d. h. eben wahrhaft produktive Geschichte der geistigen Kultur unseres Volkes, man müßte längst schon allgemein diese Schwäche Kants, wie so viele andere, laut bekannt und hervorgehoben haben. In diesem Zusammenhang aber muß um so stärker darauf hingewiesen werden, daß Kant mit hartem Hochmuth Herder entgegengetreten ist und als der Vertreter scharfen Denkens ihn als den unklaren Träumer so schonungslos angegriffen

hat. Herder nun ist freilich in diesem Punkte eben so unklar; auch er mischt Natur und Zweck achtlos durcheinander. Aber ihm, dem wahrhaft fruchtbaren Geschichtphantasten, wenn das abschätzig klingende Wort in einem lobenden Sinne angewandt werden darf, kann nachgesehen werden, was Kants Ansehen aus Empfindlichste schädigen muß, zumal er an diesen Aufgaben nicht, wie Herder, praktisch, sondern als wegweisender Theoretiker theilgenommen hat.

Sucht man aber noch den Ursachen all dieser Jerthümer, so wird man, meine ich, auf ein allgemeines geistiges Manko des achtzehnten Jahrhunderts und seines Rationalismus stoßen. Eben die unstillbare Sehnsucht, Alles, aber auch Alles, zu erklären und in ein logisch abgerundetes System zu bringen, hat den Repräsentanten der Aufklärung — denn Das ist Kant zuletzt in einem höchsten Sinne — zu einem im Grunde irrationalen Verhalten gebracht. Es ist, als ob sich an ihm — wie noch viel mehr an Leibniz und allen seinen Vorläufern, am Wenigsten an Spinoza — die Phantasie, die man so einseitig zu Gunsten des Verstandes bei Seite zu schieben gedachte, hinterrücks gerächt hätte. Denn angeblich vertrieben, schlich sie sich in die rationale Thätigkeit selbst ein; und während man immer noch wähnte, dem Verstande und ihm allein zu dienen, spann die ältere Philosophie dieser Periode in die blaue Luft Gedankenreize, deren Aussehen ein sehr nüchternes wissenschaftlich strenges war und deren Gewebe doch nicht mehr Festigkeit besaß als die leichten Gewebe der Dichter. Kant ließ sich von diesem Trugspiel wenig täuschen, wenn er es bei Anderen antraf; war er doch weit mehr noch der Schüler der großen englischen Erfahrungsphilosophen, die für ihr festes Gebäude so zerbrechliche Bausteine nicht hatten brauchen können. Aber ganz unwirksam ist dieser Trieb zur Gedankendichtung, zu philosophischer Poesie, doch auch in ihm nicht geblieben; seine Erkenntnistheorie selbst hat sich dieser Neigung nicht zu entziehen vermocht: seine Kategorientafel ist bei aller Nüchternheit und Trockenheit des Gegenstandes eins der hervorstechendsten ihrer Produkte. Die graue Farbe des Gewandes kann hier so wenig wie etwa gegenüber der leibnizischen Metaphysik über das Wesen der geistigen Produktion hinwegtäuschen, die es verhält. Ein — man möchte sagen — ästhetisches Bedürfnis mag der letzte geistige Ausgangspunkt dieses philosophischen Fabulirens, dieses Gedankenrausches gewesen sein: die Freude an der Vollständigkeit; an der formalen Schönheit eines Systems.

Die selbe Lust am System, die so befruchtend auf die historische Praxis und mehr noch auf die historische Theorie der Aufklärung gewirkt hat, hatte von Anbeginn die Forscher, die sich ihr ergaben, über die Grenzen hinausgelockt, die menschlicher Einsicht gesetzt sind. Und es ist wunderbar, daß Keiner — mit der einzigen Ausnahme von Ferguson — diesem Sirenenruf widerstanden hat. Bis auf Kant meinte man, die Kausalität des Geschehens nicht um ihrer selbst

willen und ohne jeden weiteren Hintergedanken erforschen zu sollen, sondern man träumte von Absichten und Zwecken, die hinter diesem Ursachenzusammenhang verborgen seien und die man aus Licht ziehen müsse. Wer sie eigentlich hege, darüber war man nicht im Mindesten klar: da zuletzt wohl noch die Nachhut der geistigen Bewegung, wie Lessing z. B., an einen persönlich eingreifenden Gott und Menschheit-Erzieher glaubte, aber nicht mehr die Führer, nicht mehr Herder und Kant.

So endet denn die geistige Arbeit, die sich der Aufklärung und Geschichtschreibung zugewandt hat, mit einem Mißklang. Was an Vicos traumhaft ahnendem Wissensdrang nicht im Mindesten Anstoß erregen kann, erscheint nach Jahrzehnte langer Abklärung wie ein Mißerfolg. Und so sehr man auch versucht ist, sich über ihn mit der Erwägung hinwegzutrostern, daß von ihm ja nur die Theorie der Historie betroffen wurde, nicht aber die Praxis: der thatsächliche Verlauf der weiteren Entwicklung spricht dagegen. Daß die Aufklärung zuletzt nicht vermochte, über dieses wichtigste Dilemma hinwegzukommen und es befriedigend zu lösen, ist symptomatisch. Die Kraft dieser geistigen Bewegung war erschöpft, sie hatte ihr Ziel erreicht. Zu weiterer Leistung reichte der ursprünglich so starke Impuls nicht mehr aus. Und im Grunde ist es der Praxis nicht anders ergangen als der Theorie: unbarmherzig ist die nun folgende Epoche unserer Kultur über die Ergebnisse der Geschichtschreibung dieser Jahrzehnte hinweggegangen und hat sie und selbst ihre Anregungen mit einer Rücksichtslosigkeit bei Seite geworfen, die uns heute ins Herz schneidet. Wer sich aber erinnert, daß aller Fortschritt auch im geistigen Leben an Kraftproben und stille, unsihtbare Kämpfe geknüpft ist, Der wird sich nicht verhehlen dürfen, daß auch Herder und die Göttinger nicht so schnell von den Historikern des neuen Jahrhunderts vergessen worden wären, hätten ihre Werke mehr innere Festigkeit besessen.

Ein eigenthümliches Verhängniß, das freilich allen großen Errungenschaften der Aufklärung anhaftet. Zur wissenschaftlichen Kritik der „geoffenbarten“ Religion, insbesondere des Christenthumes, hat dies Zeitalter einen großen Anlauf genommen. Aber es kam nicht über diesen Glanz des ersten Angriffes hinaus. Als man nun zum Detail, zur Ausführung des Planes, schreiten mußte, versagten die Kräfte: die Bibelkritik auch der radikalsten Aufklärer ist beschämend unzulänglich, vergleicht man sie mit den Ergebnissen der modernen Theologie von Baur bis Holymann. Die moderne wissenschaftliche Aesthetik sowohl wie die Kunstgeschichte sind von Windelmann begründet worden, aber der Kunst selbst wurde durch das falsche Dogma von dem absoluten Kunstwerth der Antike ein entsetzlicher Stoß versetzt: alle Produktivität wurde durch diesen Varnnsuch eines erklärten Epigonthumes gelähmt, ja die gute technische Tradition, die man als Erbe der Renaissance noch immer,

theils gedankenlos, weiter gepflegt hatte, wie in der Malerei, theils gar nicht übel und jedenfalls originell fortgebildet, wie in der Baukunst des Rococo, wurde unter dieser Begeisterung für das Kopiren verschleudert und zu Grunde gerichtet. Und was nun zum Vorschein kam, war als Gedankenarbeit oft bedeutend, wie die Entwürfe des Cornelius, aber als Kunst nur ein halb lebendiges, halb schattenhaftes Wesen. Malerei ohne Farben, Skulptur ohne den Blick für den herben Reiz der wirklichen Körperform, Architektur ohne Sinn für die Bedürfnisse des Klimas und der Bauzwecke und — schlimmer als Alles — überall Kunst ohne den Muth und ohne die Kraft wirklicher Originalität: Das ist die Summe, die sich aus der Kunstthätigkeit dieser Epoche, der Zeit Davids und Carstens', Canovas und Thorwaldsens, Bignons und Schinkels doch zuletzt nur ziehen läßt. Und dabei war diese Generation, die an das Griechenthum glaubte wie an eine Gottheit, von dessen wahrem Wesen so weit entfernt wie nur je ein Epigonthum von seinem angebeteten Original-Idol. Und überall sonst ist es ähnlich; man denke nur an die schwachen Erfolge der Naturwissenschaft dieser Zeit: großes Wollen und kleines Vollbringen ist auch hier die Lösung.

Die Historie ist offenbar noch sehr viel besser gefahren als Theologie, Kunst und Naturforschung; von ihr wurden doch nicht nur Anregungen gegeben, sondern auch weit vordringende praktische Versuche gemacht. Aber zuletzt ward auch hier eine Grenze erreicht, die man nicht überschritt: Voltaires, Herders, Windelmanns Leistungen bezeichnen sie. Dennoch wäre es sehr thöricht, deshalb diese Epoche zu schelten; wenn nichts Anderes, so müßte schon der eine Gedanke: wie wird denn die heutige Geschichtschreibung vor dem einundzwanzigsten und zweiundzwanzigsten Jahrhundert bestehen? davon abhalten. Weit schwerer aber fällt die Beobachtung ins Gewicht, für die sich noch aus vielen anderen Zeiten Belege erbringen ließen: daß große Erfolge im geistigen wie im politischen Leben der Völker sehr oft nicht mit dem ersten Anlauf erreicht werden. Besonders die Geschichte der neuesten Zeit — und sie beginnt in Hinsicht auf die geistige Kultur etwa mit dem Jahre 1750, wie im politischen Leben mit dem Jahre 1789 — erweist noch häufig, daß die Wellen der historischen Bewegung oft kurze sind, nur wenige Jahrzehnte lag, daß sie dann aber mit stärkerer Kraft sich in der selben oder doch in ähnlicher Richtung wiederholen. Ohne den ersten würde aber auch der zweite und dritte Vorstoß unmöglich sein, nach so langer Pause sie auch erfolgt sein mögen. Weder Comtes und Buckles Theorie, noch die Praxis Guizots und Thierry's, Niebichs und Burckhardts, Tocquevilles und Taines ist zu denken ohne die reiche Befruchtung, die ihr durch die großen Anreger und Planemacher des achtzehnten Jahrhunderts zu Theil geworden ist.

Professor Dr. Kurt Breyfig.



Ein Stücklein neuester Neuphilologie.

Vor Jahren that ich einmal als seltener Gast in einer philologischen Zeitschrift den Ausspruch, den mir die Herren Neuphilologen bis auf den heutigen Tag nicht verziehen haben: die meisten unserer Philologen — ich meinte damit besonders die Neuphilologen — gleichen den Steinklopfern auf der Landstraße, die fleißig die Steinchen zurichten, mit denen die Straßen zur Benutzung für andere Leute — nämlich für wirkliche Literaturforscher — gepflastert werden. Jener Ausspruch war just keine Schmeichelei, aber er war auch keine Beleidigung, denn ein fleißiger und dabei bescheidener Steinklopfer ist ein nütliches Mitglied der Gesellschaft, dessen der Spazirfahrer je nach seinem Charakter mehr oder weniger dankbar sich erinnern mag. Seitdem hat natürlich die Philologie, und namentlich die neuphilologische Wissenschaft, abermals „einen höchsten Gipfel erklommen“ und nach einer besonders beweiskräftigen Probe aus jüngster Zeit muß ich meinen Ausspruch von damals wesentlich ändern. Treiben die Neuphilologen es wie der von mir hier näher zu betrachtende Professor, so kann ich beim besten Willen sie nicht mehr mit nütlichen Steinklopfern vergleichen, sondern muß mich nach anderen Vergleichsmitteln umsehen.

Abseits von der schönwissenschaftlichen Literatur, die sich an gebildete Menschen wendet, giebt es eine im Verborgenen wuchernde, sehr ausgedehnte Büchermacherei, die eine viel größere Rolle im Kultur- und im Geschäftsleben, d. h. im Buchhandel, spielt, als man glauben sollte: die philologische. Die großen Zeitschriften und Zeitungen und das gebildete Publikum nehmen keine Kenntniß davon; und doch ist jene eigenthümliche Literatur insofern von verhängnißvoller Bedeutung, als sie der heranwachsenden Jugend und der Lehrerschaft eine der Hauptunterlagen ihrer Bildung liefert. Diese ganze Literatur, in unserem Falle die neuphilologische, pflanzt sich durch Inzucht fort und sie hat sich auch ihre eigenen kritischen Organe geschaffen, die fast sämmtlich von einigen Universitätsprofessoren beherrscht werden, den Säulen der neuphilologischen Wissenschaft. In fast allen diesen Zeitschriften herrscht nun, neben wirklich wissenschaftlichem Geist, der nicht geleugnet werden soll, eine solche Klügelwirthschaft, daß schon dadurch jeder Fremdling abgeschreckt wird, sich je mit dieser Art von Literatur kritisch zu befassen. Der leitende Grundsatz für das kritische Treiben jenes Kreises liegt in dem schönen Verse: *Nul n'aura de l'esprit hors nous et nos amis.*

Das gebildete Publikum hat ja ein unbestimmtes Gefühl, daß es in dem literarischen Gebahren der Philologen wenig erfreulich zugehe; aber wie eigentlich, davon erfährt es kaum je Etwas, weil sich das Alles in kleinen, klügelhaft abgeschlossenen Circeln abspielt, die mit dem großen Kulturleben

der Nation in einem schwer erkennbaren Zusammenhange stehen. Auch ist es nicht rathsam für einen nicht unbedingt und ganz „zum Bau“, d. h. zum allerengsten Klügel, gehörenden Schriftsteller, sich mit jener Gesellschaft abzugeben, denn gegen Jeden, der sie anzupacken wagt, haben die Philologen, alte wie neue, immer die selben Waffen: „Unwissenschaftlichkeit!“, was bedeutet: Du bist ja kein Professor; und: „Feuilletonist!“, was heißt: Du schreibst ja lesbares Deutsch. Man kann kaum eine Kritik von Neuphilologen über die hervorragendsten Schriftsteller lesen, ohne dem Schmähwort „Feuilletonist“ zu begegnen. Georg Brandes ist z. B. für sein glänzendes Werk „Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts“ und für seinen „Shakespeare“ regelmäßig „Feuilletonist“ geschimpft worden von Neuphilologen, die nicht im Stande sind, grammatisch richtiges, geschweige denn lesbares Deutsch zu schreiben. Das nämlich gehört als einer der deutlichsten erkennbaren Züge zum Gesamtbilde der neuesten Neuphilologie: der grimme Haß gegen Jeden, der sich um einen künstlerischen Stil bemüht und nicht wie der Vorredner zu Logarithmentafeln schreibt. Dabei soll ja wohl „Philologie“ Sprachliebe oder Sprachkunde bedeuten. Aber für die Komik, die in diesem Haß gegen die schriftstellerische Kunst liegt, haben gerade die Philologen keinen Sinn; sie sind zwar selbst sehr komisch, Humor aber besitzen sie nicht.

Was mich dazu bewegt, einmal in jene absonderliche Literatur hineinzuleuchten, ist nicht der sachliche Werth oder Unwerth der einzelnen Erscheinung, sondern der Beispielscharakter eines Buches und seine von dem Klügel angepriesene Eigenschaft als Unterrichtsmittel für Studierende und Lehrer. Im Traume siele es mir sonst nicht ein, mich mit einem so unglaublichen Erzeugniß des Buchdruckes länger abzugeben, wenn es nicht die außerordentliche Gefahr beleuchtete, die bei solchem Treiben der Neuphilologie der Ausbildung eines Theiles unserer Lehrer und damit der Geisteskultur unserer zukünftigen Jugend droht. Es zeigt nämlich, daß sich auf dem Gebiete der neueren Sprachen jetzt etwas ganz Aehnliches vollzieht wie auf dem der klassischen: die systematische Vernichtung jeder Freude, jedes Geschmacks an neueren Dichtungen, genau wie Das vielen klassischen Philologen so herrlich mit den Werken der griechischen und römischen Dichtung gelungen ist. Das Buch heißt: Lord Byrons Werke in kritischen Texten mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Eugen Kölbinger (Weimar, Felber). Herr Kölbinger ist natürlich Ordentlicher Professor des Englischen, leitet als solcher ein sogenanntes „englisches Seminar“ an einer deutschen Universität und ist aller Wahrscheinlichkeit nach auch Examinator zukünftiger Lehrer. Seine Byron-Ausgabe ist das Ungeheuerlichste, was mir selbst in der Neuphilologie neuester Entwicklung vorgekommen ist. Der erste Band — es sind bis jetzt zwei Bände erschienen — enthält nur Byrons „Belagerung von Corinth“. Die

Dichtung zählt 1034 kurze Verszeilen; sie umfaßt in den verbreitetsten Byron-Ausgaben etwa zehn doppelspaltige Seiten und es ist selbst Herrn Kölbings nicht gelungen, trotz großem Druck und trotz der Hinzufügung des sogleich zu erwähnenden „Textapparates“ mehr als 44 Seiten damit zu füllen. Sein ganzes Buch aber faßt ungefähr 220 Seiten. Den zweiten Band, der außer dem „Gefangenen von Chillon“ nur einige kleinere Gedichte Byrons enthält, hat er sogar auf über 400 Seiten gebracht. Es ist sehr lehrreich, einen dieser Neuphilologen bei seiner Büchermacherei genau zu beobachten. Kölbings giebt zunächst eine Einleitung von 60 eng gedruckten Seiten, worin außer den weitläufigsten Ausführungen über das Erscheinen des Gedichtes und dessen Beurtheilung durch die zeitgenössische Kritik eine eingehende Beschreibung aller Ausgaben geliefert wird, auch der lange nach dem Tode Byrons erschienenen ganz gleichgiltigen Neu- und Nachdrucke.

Dann folgt zunächst der „Textapparat“, wie die Herren Philologen so schön sagen. Dieser wundervolle Textapparat besteht bei Herrn Kölbings in folgender anmüthiger Arbeit: er giebt in reichlichen Fußnoten eine ganz genaue, wörtliche, ja buchstäbliche Vergleichung aller orthographischen Eigenthümlichkeiten, aller Druckfehler, aller Abweichungen der Interpunktion in sämmtlichen von ihm herangezogenen Ausgaben. Von diesen sind fünf pariser Nachdrucksausgaben, von denen natürlich keine auch nur entfernt auf Byrons Handschrift zurückzuführen ist, und vier nach Byrons Tode erschienene englische Ausgaben. Die benutzten Ausgaben werden mit den so sehr gelehrt aussehenden Hieroglyphen bezeichnet, als da sind: ed¹, ed², W⁵, W¹¹, WG⁴, WG⁵ u. s. w. u. s. w. Diese kabbalistischen Zeichen verbreiten bekanntlich um Jeden, der sich ihrer bedient, von vorn herein den Zauberschleier philologischer Gelehrsamkeit. Dabei macht Kölbings, der ja, trotz aller Philologie, ein denkender Mensch ist, selbst die naive Bemerkung: „Vorauszuschicken ist, daß sich Byron, namentlich seitdem er im Auslande lebte, um spätere Auslagen seiner Dichtungen wenig oder gar nicht mehr gekümmert hat.“ Und weiterhin: „Die unten erörterten graphischen Aenderungen werden also auf Veranlassung der Verleger oder gar nur der Drucker vorgenommen sein.“ Sehr richtig! Trotzdem aber hält ein Ordentlicher Professor seine kostbare Zeit für nicht zu gut, um sorgfältig alle Lobdrigkeiten londoner oder pariser Setzer und alle Willkürlichkeiten londoner oder pariser Verleger Wort für Wort und Buchstaben für Buchstaben, Komma für Komma und Apostroph für Apostroph zu vergleichen und, was das Schlimmste ist, uns das ganze Ergebnis dieser Vergleichen im Druck vorzuführen. Die größte Zahl dieser durch den „Textapparat“ hervorgehobenen graphischen Abweichungen kommt auf die rein orthographische Verschiedenheit der Schreibweise des Partizipiums: 'd oder ed. Herr Kölbings hat es

fertig gebracht, uns in den beiden Bänden seiner Byron-Ausgabe jede von irgend einem Setzer vorgenommene Apostrophirung genau vorzuhalten. Um ein Beispiel zu geben von dieser grauenvoll überflüssigen Arbeit, setze ich einen beliebigen, nur zweizeiligen „Textapparat“ (S. 9) her. Er sieht so aus:

6 untouch'd W⁴ 9 landmark W⁴ 21 perish'd W⁴ 24 towercapp'd
W⁹ Acropolis W⁷ 28 plain, W⁸ 30 pitch'd W⁴

Dieses höchst geheimnißvoll aussehende und wunderbar gelehrt aussehende Abrafababra der Neuphilologie bedeutet in Wahrheit folgende puerile Dinge: im sechsten Vers steht in einer pariser Nachdrucksausgabe von 1827 untouch'd mit einem Apostroph, während die englische Ausgabe keinen Apostroph hat; im neunten Vers enthält die selbe Nachdrucksausgabe keinen Bindestrich, die englische Ausgabe enthält einen; hinter Acropolis steht in einer londoner Ausgabe von 1827 ein Komma vor nachfolgendem which, in einer früheren londoner Ausgabe fehlt dieses Komma, — Beides ohne die geringste Aenderung des Sinnes, u. f. w. u. f. w. Monate angestrengter, augentötender, gehirnausdörrender Thätigkeit waren nöthig, um Duzende von Ausgaben auf jeden Buchstaben und jedes Interpunktionzeichen mit einander zu vergleichen. Es graut Einem bei dem Gedanken, daß ein freier Mensch und nicht ein Zuchthaussträfling eine Galerenarbeit wie diese auf sich nehmen konnte.

Das übrige Füllsel des Buches wird durch ähnliche Ueberfläßigkeiten beschafft. Da finden sich z. B. in der Einleitung zwölf eng gedruckte Seiten über die Alliterationen in dieser kurzen Dichtung. Die Alliterationen selbst werden allesamt hergezählt und eingetheilt in Gattungen, Untergattungen und Unteruntergattungen mit I A a, I A b, B a, B b, II A u. f. w. Durchsetzt ist das Alles mit einem Schwall vorlauter, aufdringlicher Scheingelehrsamkeit, wie z. B. gleich im Anfang, wo, nur um mit allerlei Citaten zu prunken, uns von dem Stabreim in den mittellenglischen Literaturdenkmälern erzählt wird, also bei Chaucer, bei seinen Vorgängern und seinen Zeitgenossen. Mit dem selben Recht hätte Herr Kolbing natürlich auch Alles citiren können, was über die Alliteration in der Edda oder im Althochdeutschen geschrieben worden ist, und wir müssen eigentlich froh sein, daß er Das unterdrückt hat.

Auf den Text von 44 Seiten mit dem famosen Textapparat folgen über 100 eng gedruckte, Seiten Anmerkungen. Kaum eine davon dient einem wirklichen Aufklärungsbedürfniß; die allermeisten enthalten nichts als die ödeste Citirerei, das sichtliche Streben, Lesefrüchte auszukramen und einen Band zu füllen. Da spricht Byron z. B. im fünften Vers von Akrokorinth, das den Stürmen und den Erdbeben so lange getrogt habe. Zu erklären ist da nichts, am Wenigsten für Studenten und Lehrer. Herr Kolbing fählt sich aber verpflichtet, Neumann-Partsch und dessen „Physikalische Geographie von

Griechenland mit besonderer Rücksicht auf das Alterthum" zu bemühen und eine lange Stelle abzuschreiben, in der von den Erdbeben in Griechenland gesprochen wird. Oder: Byron vergleicht einmal den blauen Himmel mit einem Ozean hoch über uns. Dergleichen es auch hier für einen erwachsenen Menschen nicht das Mindeste zu erklären giebt, müssen uns doch drei Seiten Anmerkungen versetzt werden. Darin werden uns zunächst alle ähnliche Stellen bei Byron wörtlich mitgetheilt; dann ähnliche Stellen bei dem Dichter Campbell; ferner wird Byrons Meinung über Campbell citirt; und endlich folgen in langem, wörtlichem Abdruck alle Stellen, in denen Byron überhaupt von den Gestirnen und Himmelskörpern spricht. Zum Schluß noch eine längere Stelle, in der Byron sich über die Menschen lustig macht, die zu den Sternen aufblicken. Wer Das nicht für den Gipfel der Gelehrsamkeit hält, ist ein unverbesserlicher Laie oder, wie die Herren Neuphilologen sagen, ein Feuilletonist.

Oder: bei Byron wird vom Gebetsruf des Ruezzin gesprochen. Was ein Ruezzin ist, weiß entweder jeder gebildete Leser ohnehin oder es läßt sich ihm in einer Zeile Anmerkung sagen. Der Herr Professor der Neuphilologie braucht dazu anderthalb Seiten, auf denen uns mitgetheilt wird: erstens, daß ein sicherer Julius Körner, der 1821 in Zwidau ein Bändchen byronischer Poesien erscheinen ließ, nicht gewußt hat, was ein Ruezzin ist; ferner wird uns nicht verschwiegen, was der Große Meyer darüber ausfragt; dessen Auskunft aber wird verglichen mit Dem, was ein gewisser Broughton in einem 1855 erschienenen Buche davon berichtet. Welch eine staunenswerthe, tiefgründige Gelehrsamkeit! Oder: Byron schreibt vom „Verlust des Lebens oder dem Gewinn der Freiheit“; der Herr Ordentliche Professor des Englischen fügt anderthalb Seiten Anmerkungen hinzu, um alle möglichen Stellen bei Byron, Shakespeare und Walter Scott wörtlich anzuführen, in denen auch Verlieren und Gewinnen einander gegenüberstehen; und um vollends gelehrt zu erscheinen, fügt Herr Kölbinger hinzu: „Die Gegenüberstellung von Verlieren und Gewinnen findet sich schon in der mittellenglischen Poesie nicht selten.“ Wie tief bereichert müssen doch die Studenten aus solcher Lecture hervorgehen! Und wie väterlich besorgt ist er für die armen kleinen Studenten und die gefährdeten Lehrer, wenn er vom Lesen der großartigsten Stelle in der ganzen „Belagerung von Korinth“, jener furchtbaren Schilderung des Leichenschmaufes der Hunde, durch die warnende, englisch geschriebene Anmerkung abschreckt: „Den Rest dieses Abschnittes beim Lesen wegzulassen!“

Nirgends dagegen findet sich der leiseste Versuch, in Dichters Lande zu gehen und den Schüler oder Lehrer auf die großen einzelnen Schönheiten der Dichtung im Ausdruck wie im Rhythmus hinzuweisen. Indessen: „das schönste Mädchen kann nicht mehr geben, als es hat.“ Ich citire diesen französischen Spruch in laienhaftem Deutsch, was an sich schon ganz un-

philologisch ist, und ich unterlasse es, Untersuchungen anzustellen, wo dieser Spruch zuerst vorkommt und wer ihn seit seinem Entstehen benützt oder mißbraucht hat, — was allein genügen wird, mich als einen jämmerlichen Laien auch fürs Französische zu erklären.

Dabei geht so viel selbst aus diesem trostlosen Buch hervor: der Herausgeber ist wirklich ungemein in Byron belesen; von der Beschäftigung mit Byron ist aber nichts für ihn herausgekommen als das ödeste Wortgeflaube; seines Geistes hat er keinen Hauch verspürt. Nach dem leidenschaftlichen Zorn über diese Ausartung unserer Neuphilologie, die wie eine beabsichtigte Selbstverpottung aussieht, empfindet man beim Weglegen dieses Buches doch auch eine tiefe Traurigkeit. Das ist also einer der angesehensten — d. h. von der „Fachpresse“ dafür gehaltenen — Vertreter deutscher philologischer Wissenschaft! Das die Frucht der emsigen Beschäftigung eines Ordentlichen Professors des Englischen mit einem großen englischen Dichter! Das die Art, in der unsere zukünftigen Lehrer, und damit unsere Jugend, ausgebildet werden sollen auf einem der wichtigsten Gebiete unserer geistigen Kultur: auf dem der Beschäftigung mit fremdsprachiger großer Literatur! Und dann giebt es kluge Thebaner, die über die Zunahme des Vanaufenthumes allerlei weise Orakelsprüche von sich geben, ohne je den Versuch zu machen, nach den tieferen Ursachen dieser Entwicklung zu forschen. Eine Jugend, der die größten Dichter der Menschheit auf solche Weise entweder fürs ganze Leben vererbt werden oder die ihren Geschmack für Kunst und für Schönheit überhaupt durch solche vermeintliche „Wissenschaft“ so hat abstumpfen lassen, daß sie etwas Erspriechliches zu thun glaubt, wenn sie auf dem von so gelehrten Professoren gewiesenen Wege vorwärts geht, muß im niedrigsten Vanaufenthum enden.

Ein Spezialkollege des Herrn Kolbing, ein Herr Professor Kötting, beklagte sich früher in einer seiner Compilationen, daß es noch immer keine „wissenschaftliche“ Ausgabe von Byron gebe. Jetzt haben wir endlich die wissenschaftliche Ausgabe und erfahren, was die Herren Neuphilologen unter „Wissenschaft“ verstehen, denn diese wissenschaftliche Ausgabe Byrons ist natürlich von fast der gesammten Presse des neuphilologischen Klüngels entweder über den grünen Klee gelobt oder aus zärtlicher Schonung für den Herrn Kollegen totgeschwiegen worden. Die nicht philologische Presse aber hat keine Ursache, mit ihrer deutlichen Meinung über solches Gebahren hinter dem Berge zu halten, sondern sie hat die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums warnend auf diesen Mißbrauch des Wortes und des Begriffes „Wissenschaft“ und insbesondere auf diese Ausartung der neuesten Neuphilologie zu lenken.

Eduard Engel.



Sklaverei, Leibeigenschaft und Lohnsystem.*)

Erst im modernen Staat ist es dem Individuum vergönnt, seine Kräfte nach allen Seiten unbehindert zu entfalten; der Begriff der persönlichen Freiheit, der in früheren Jahrhunderten ein Privilegium der oberen Klassen war, ist hier zum ersten Male seinem ganzen Inhalt nach realisiert und der freie Wettbewerb des menschlichen Daseins ermöglicht für eine jede Eigenart eine immer vielseitigere und befriedigendere Bethätigung aller geistigen Anlagen. So etwa lautet das Hohe Lied zum Preise der modernen Bildung und Gesittung, die ihre Wohlthaten allen Erdenbürgern unterschiedslos und ohne Rücksicht auf Stand und Geburt zukommen läßt und die ganze Menschheit, die sich früher mit so entseßlichen Lasten fruchtlos abgemüht und ihr bestes Denken an die Lösung der harten Welträthsel verschwendet hat, mit dem süßen Gefühl behaglicher Zufriedenheit beglückt. Erst dem schärferen Blick enthüllen sich unter dieser gleichenden, trägerischen Oberfläche wahre Abgründe, vor denen jeden Menschenfreund Angst und Zittern befällt, und der unheimliche Gedanke, daß der ganze schöne Bau plötzlich zusammenbrechen und uns Alle unter seinen Trümmern begraben könne. Denn gerade die Fundamente sind, wie wir sehen werden, morsch und unterhöhlt, die Existenzbedingungen für einen sehr namhaften Bruchtheil unserer heutigen Gesellschaft widerstreiten so sehr jeder echten Eitlichkeit und Humanität, daß selbst gelegentlich die Vertreter eben dieser heutigen Ordnung der Dinge sich in dem Brustton einer energischen, von Christenthum und Menschenliebe berechtigt zeugenden Gefühlserregung zu der wiederholten Bethuerung herbeilassen: so schlimm sei es wirklich nicht, die Hauptsache sei und bleibe die geistliche Schürung von Mißvergügen und Unzufriedenheit durch die gewerbsmäßigen sozialdemokratischen Agitatoren. Lassen wir sie reden und suchen wir der Streitfrage lieber auf Grund einer objektiven soziologischen Untersuchung, die hier allein Licht und Klarheit schaffen kann, beizukommen.

Wir finden die Sklaverei, so weit unsere ethnographischen Ermittlungen reichen, überall auf der ganzen Erde mit bestimmten sozialen Entwicklungsstufen unvermeidlich verknüpft; Semiten, Hamiten, Indogermanen, Mongolen, Australier, Polynesier — von den eigentlich höheren Kulturvölkern noch ganz abgesehen — betrachten dieses Institut als einen integrierenden Bruchtheil des staatlichen Organismus, der durch die Natur der Dinge gegeben ist, d. h. durch Krieg, Raub, Schuldbrechtigkeit und das natürliche Wachsthum des Sklavenstandes selbst sich erklärt. Dennoch ist dieser Zustand nicht so selbstverständlich, wie er unter diesem uns aus der Geschichte geläufigen Gesichtspunkt erscheinen möchte; die einfachsten Affoziationen, wo es mit dem Minimum von Bedürfnissen auch noch keine Arbeitstheilung und vor Allem noch keine industrielle Thätigkeit irgend welcher überlieferter und fest abgegrenzter Art gab, kennen noch keine Sklaverei, weil hier noch nicht der nationalökonomische Werth der Arbeitsausnutzung entdeckt war. So z. B. bei den Feuerländern, Pottentotten, bei den meisten Eskimo- und

*) Mit besonderer Berücksichtigung des Werkes von Ch. Letourneau, Professor an der Ecole d'anthropologie in Paris: *L'évolution de l'esclavage dans les diverses races humaines*. Paris, Vigot Frères.

Indianerstämmen u. s. w. Hier wird der erbeutete Gefangene nicht geschont, sondern einfach niedergemacht; er würde sonst den Bestand der zu ernährenden Horde zwecklos vermehrt haben. Außerdem besaß man an den Frauen natürliche Sklaven, denen alle lästigen und schweren Arbeiten aufgebürdet wurden, und es ist sehr bezeichnend, daß anfangs Frauen mit den Sklaven sich in diese Verrichtungen theilten; Das gilt z. B. ganz besonders vom Ackerbau, der gegenüber der Jagd bis weit in Zeiten höherer Besitzung hinein eine verachtete Beschäftigung bildete. Noch heute werden in China und (um einen ganz anderen Fall anzuführen) bei den Tuaregh der Sahara Frauen und Sklaven zusammen vor den Pflug gespannt. Die Frau ist für den Naturmenschen bis auf den heutigen Tag lediglich ein finanzielles Objekt, das ihm möglichst viel Nutzen und Gewinn abwerfen soll, seinen Mißhandlungen und Brutalitäten wehlos preisgegeben, — die bloße Thatsache, daß die Frauen durchgehends niemals mit ihren Männern essen dürfen, sondern ihre Mahlzeit abseits und verstoßen einnehmen, ist bezeichnend. Ueber die völlige Rechtlosigkeit der Sklaven bedarf es keiner weiteren Worte, obwohl nicht vergessen werden sollte, daß die Hausklaven sowohl bei den Griechen als auch bei den Römern sich im Ganzen und Großen einer guten Behandlung zu erfreuen hatten — schon in Folge sehr einleuchtender Nützlichkeitsmaximen —, und auch Das verdient, bemerkt zu werden, daß hier, wie in so manchen anderen Punkten, der aus schweren Wunden blutenden römischen Gesellschaft erst die Kaiserzeit eine wenigstens vorläufige Linderung und Heilung gebracht hat. Die nachhaltigste sittliche Schädigung, ja geradezu die Vergiftung des ursprünglich so gesunden antiken Organismus entsprang anderen Quellen; es war die dauernde Entwerthung des kleinen Grundbesitzes, die verhängnißvolle Bildung der Latifundien, die dadurch wieder bedingte Anhäufung eines revolutionären, arbeitsscheuen städtischen Proletariates und endlich die Bildung von großen industriellen Gesellschaften zur Ausbeutung von Bergwerken und anderen Unternehmungen, die die freie Arbeit mit unabwendbarer Nothwendigkeit unterdrücken und dafür den Sklavenbetrieb einführen mußte. Wir finden in Athen, bemerkt Votourneau, alle Elemente unseres modernen Industrialismus verhängnißvoll entwickelt: die Freude am Gelderwerb ohne Anstrengung, den Geschmack am Glücksspiel, das man Spekulation nennt, Kapitalisten, deren größte Sorge es ist, ihr Geld zu verwerthen, und die deshalb die Sklavenarbeit ausbeuten. Es gab auch in Athen industrielle und kommerzielle Gesellschaften. Aus diesem Zustand der Dinge ging die Bildung einer Plutokratie hervor, die damit prahlte, daß sie die mechanischen Künste, die sie bereichert hatten, verachtete. Aristoteles hat diese landläufige Ansicht klar ausgedrückt in dem Ausspruch: Der Staat kann nicht ohne Arbeiter, Künstler und Handwerker jeder Art existiren, aber die Klasse der Krieger und Denker bildet einzig und allein die Regierung. In der Meinung des Aristoteles entehrt jede Arbeit und macht des Titels und der Rechte eines Bürgers unwürdig. Die entsprechenden Zustände in Rom sind zu bekannt, um noch besonderer Erörterung zu bedürfen; nur als ein charakteristisches Symptom der physischen und moralischen Zersetzung, in der sich die römische Gesellschaft zur Zeit Caesars befand, mag hier erwähnt werden, daß man damals auf eine Bevölkerung von 450000 Bürgern 320000 *capite censi* rechnete, d. h. völlige besitzlose Proletariet. In der That: als den römi-

ischen Senat immer mehr blinde Raubgier umnebelte und mit der schändlichsten Gemeinheit der dritte punische Krieg erklärt wurde, da wurde die römische Geschichte, wie unser Gewährsmann beiführend sagt, une série de vols à main armée. Wenn man sich nicht von den großen politischen Erfolgen Roms täuschen läßt, muß man das perfide, nur auf brutale Vergewaltigung des Gegners abzielende, nicht wahrhaft civilisatorische Programm der Römer entschieden verurtheilen.

Mit dem Fortschritt der Gesittung entwickelte sich von selbst jene gewisse Milde der ursprünglichen Roheit und Härte, die keinem Sklaven irgend ein persönliches Recht vor Gericht zugestand; der Sklaverei folgte die Leibeigenschaft, die wir unter irgend welchen Formen in den meisten größeren Organisationen antreffen. Die Peloten, Peridlen, Theten, die *globas adscripti*, und wie die anderen Ausdrücke lauten mögen, bezeugen diese Humanisirung, mag sie einem gereifteren Bewußtsein auch noch so dürrig erscheinen. Immerhin ist es beachtenswert, daß den kriegerischen und zu Gewalthaten aller Art neigenden Spartanern die Tötung eines Peloten gesetzlich verboten war. Dies Verhältniß der Hörigkeit stellte sich sowohl bei ganzen Völkerschaften ein, die von den Eroberern des Landes zur Knechtschaft gezwungen wurden oder sich gelegentlich in eine freiwillige Dienstbarkeit begaben (so die Böotier gegenüber den Thessaliern), wie bei einzelnen Individuen, namentlich den ländlichen Arbeitern oder kleinen Grundbesitzern, die bei einem Mächtigeren Schutz suchten und ihm ihre persönliche Freiheit verpfändeten. Denn, wie *Vetourneau* treffend sagt, die Freiheit ist ein Augus, dessen sich der Schwache nicht zu erfreuen hat. Diese Leibeigenschaft ist so sehr ein unmittelbarer Bestandtheil unseres ganzen feudalistischen Systems im Mittelalter, daß sie wohl keiner weiteren Erläuterung bedarf. Daß dabei die religiösen Prinzipien keine Rolle spielen, daß umgekehrt nicht selten die Hörigen geistlicher Herren noch viel schlechter behandelt und viel seltener in Freiheit gesetzt wurden als die weltlicher, wird nicht überraschen, so wenig wie der Umstand, daß überall die hilflosen Versuche, sich dieser Tyrannei zu entziehen, in Strömen von Blut erstickt wurden. Mit welcher Zähigkeit sich aber diese Institution erhalten hat, ersieht man daraus, daß nach der Darstellung *Vetourneaus* erst vor einem Jahrhundert ihre letzten Ueberbleibsel in Frankreich entfernt wurden, während Rußland noch bis vor einigen Jahren daran festhielt.

Hat sich nun nach dem Verschwinden dieser Hörigkeit die große Masse der Proletarier einer völligen Freiheit in ihren sozialen Verhältnissen erfreuen können? Leider nicht, denn jetzt tritt das Schreckgespenst der Lohnarbeit auf den Plan und erstickt jeden Anspruch auf persönliche Selbständigkeit in dem Wuthgeschrei der unbarmherzigen Kämpfer ums Dasein.

Man würde irren, wenn man annähme, erst die moderne Civilisation mit ihrer raffinierten Lochnil und der systematischen Menschenentwürdigung hätte dies verhängnißvolle Prinzip erschaffen, an dem die besten Absichten einzelner Menschenfreunde ohnmächtig abprallen. Seit dem Augenblick, wo eine Produktion von Gegenständen über das augenblickliche Bedürfniß hinaus einsetzte, wo Handel und Austausch sich entwickelte, erscheinen die Anfänge einer Lohnarbeit, die, wie jetzt, der Speculation eines findigen Kopfes zu Gute kommt. Athen zeigt uns diese Form der Lohnindustrie in voller Entwicklung. In der selben Zeit, wo man die freien Arme mit denen der Sklaven vereinigte, war die Lohnarbeit end-

giltig begründet. Ohne Zweifel war der Lohnarbeiter dem Rechte nach ein freier Mann, aber ohne Hilfsmittel; er war ein Freigelassener oder ein Proletarier, der, unter der Gefahr, Hungers zu sterben, unweigerlich gezwungen war, jeden Tag gegen einen müßigen Lohn die unsichere Freiheit zu veräußern, die ihm das Gesetz zusprach. Die Fabrikanten, die Unternehmer, die Spekulanten, die Arme in ihren Werkstätten und Minen nöthig hatten, mietheten diese freien Arbeiter, wie Sklaven, und oft arbeiteten Beide neben einander, ohne daß man einen erheblichen Unterschied zwischen ihnen wahrnehmen konnte. Ja, es kam nicht selten vor, daß das Loos eines Lohnarbeiters sich härter gestaltete als das eines Sklaven; denn der Herr hatte ein Interesse daran, gegen möglichst geringen Entgelt möglichst viel Arbeit geleistet zu sehen. Ob der Arbeiter am Leben blieb oder starb: Das verschlug ihm wenig, während der Tod eines Sklaven, dessen Kaufpreis noch nicht durch die Arbeit beglichen war, für den Eigenthümer einen schweren Verlust bedeutete. Der Arbeitgeber entschädigte sich deshalb vollständig für seine Lohnarbeiter, indem er sie einfach als lebende Werkzeuge betrachtete, mit denen ihn nur ökonomische Beziehungen verknüpften. Hieraus entstand in Industrieländern ein zahlreiches Proletariat, bedürftig und zu oft moralisch herabgewürdigt durch seinen Lebenserwerb, eine geknechtete Masse, ohne im Zustande der eigentlichen Sklaverei sich zu befinden, und natürlich zum Haß geneigt gegen die regirenden oder vielmehr besitzenden Klassen, mit denen sie kein wahrhaft menschliches Gefühl verknüpfte. In seinem jämmerlichen Zustande hatte dies Proletariat kein großes Interesse daran, sich für ein stiefmütterliches Vaterland aufzuopfern; es sammelte sich in den großen Städten, wo man sich am Leichtesten vermietzen konnte und wo die Freigelassenen und kleinen enterbten Grundbesitzer zusammenströmten. Das geschah nicht nur in Athen, sondern auch in Rom und überhaupt in allen größeren Metropolen des römischen Weltreiches bis ins Mittelalter hinein. Hat man diese Zwangsarbeit in modernen Zeiten abgeschafft? Wir sehen noch ganz ab von den engagirten, in der That gepreßten Arbeitern und Matrosen, die im vorigen Jahrhundert, ja in einzelnen Fällen selbst in unseren Zeiten, die Beute habgieriger Spekulanten im polyarchischen Archipel geworden sind. Aber das Schlimmste ist die durch die Ausnützung der Frauen und unerfahrenen Kinder unvermeidlich gewordene physische und psychische Degeneration der Rasse. Wer den folgenden Bericht eines Augenzeugen über die ruchlose Ausbeutung der zarten Jugend in den Schwefelminen von Sizilien liest, wird nicht glauben, daß wir es mit Zuständen der Gegenwart zu thun haben. „Die Carusi“, sagt der Berichtstatter, „sind Kinder von acht bis achtzehn Jahren, die auf ihren Schultern den Schwefel herausbringen, indem sie die Reihe der engen Brunnen hinaufklimmen, von der Tiefe der Galerie bis zu der Oberfläche. Diese Carusi werden von den Piccioneri besoldet, die die Minen gepachtet haben. Diese haben sie von ihren Eltern zu einer Summe von 100 bis 150 Francs gemiethet, die in Mehl und Weizen ausbezahlt wird. Um sich zu befreien, muß der Caruso diese Summe aufbringen; aber er erhält nur 50 Centimes täglich — und noch dazu in schlechtem Mehl — ausgezahlt. Er ist deshalb Sklave für Jahre und in gleicher Weise durch den Arbeitgeber und durch seinen Vater mißhandelt. Die Carusi haben in der Regel gekrümmte Schultern, gebogene Beine, eingefallene Augen, eine eingeschrumpfte Stirn. Sie arbeiten unter dem Stoß, wie die Minen-

arbeiter des Alterthums. Ihr Arbeitstag hat zwölf Stunden; sie schlafen auf der Erde in Höhlen, ernähren sich von Brot und Zwiebeln, — ein Umstand, der an die Zwiebeln der ägyptischen Pyramiden denken läßt. Die Brunnen oder Schächte, die sie unaufhörlich entlang steigen müssen, und zwar mit einer schweren Last, sind eng, sehr steil, sehr unregelmäßig, feucht und schlüpfrig. Kaum hatten wir einige Messungen vorgenommen, sagt der Besucher, als wir unter uns einen schwachen Lichtschimmer bemerkten: es waren die Lampen der Carusi, die gebeugt unter ihrer Last von Metall zurückkletterten. Dann hörten wir Stöhnen, angepreßt von Herzensangst; es war die Klage der Unglücklichen, die sich ganz in unserer Nähe befanden, Seufzer gedungsteter und erliegenden Geschöpfe, die nicht weiter wußten und doch ihren Weg fortsetzten, aus Furcht, es könnte sie ein Kasseher überraschen, sie mit einem Stock ermuthigen. Als wir die Carusi vorbeigehen ließen, die auf ihren schwachen Beinen hinterher schwankten, empfanden wir ein so starkes Gefühl von Mitleid, daß wir fast in Thränen ausgebrochen wären, wie Kinder. Die Besucher luden die Last einiger dieser kleinen Zwangsarbeiter ab; sie betrug 40 bis 50 Kilogramm, die Haut ihrer Schultern und ihres Rückens war abgeschabt, geröthet, voll von Geschwüren und wundigen Stellen. Diese Prozeßion der Kinder bewegte sich unter stetem Seufzen vorwärts. Bei einer Wendung hörte ich, wie Einer von ihnen unter Weinen zu seinem Begleiter sagte: „Ich kann nicht weiter, ich werfe den Sack auf die Erde.“ Später sah ich einen armen kleinen, blonden Jungen, mit müden Gesichtszügen, der, da er nicht höher steigen konnte, sich eine Stunde niedergelegt hatte und still vor sich hin weinte. Er hatte blaue Augen, rosige Lippen und große Thränen rollten über seine mageren Wangen.“ Einen Kommentar braucht diese Schilderung nicht; aber man wird mit der wohlfeilen Entgegnung bei der Hand sein, so Etwas sei schlechterdings Ausnahme und nur in einem Lande, das unter langer Mißwirtschaft leide, möglich. Meinestwegen; aber man frage im Hinblick auf die offenen und schreienden Gebrechen unseres Industrialismus, ob nicht überall das Geld der maßgebende Faktor ist, dem jede Menschenwürde sich widerspruchslos beugen muß? Die ungemessene Anhäufung des Kapitals hält überall gleichen Schritt mit der zunehmenden Verarmung des Mittelstandes, mit der physischen und sittlichen Degeneration unserer Bevölkerung, und zwar in den kräftigen Schichten des niederen Völkerverstandes, und es zeugt von wenig Ehrlichkeit und Scharfsinn zugleich, wenn man diese soziale Gefährdung unseres Volksebens dadurch zu beschwören vermeint, daß man sie einfach in Abrede stellt. *Retourneau* sagt umgekehrt: *L'abolition du salariat deviendra nécessaire et nos sociétés contemporaines s'épargneraient peut-être de bien cruelles épreuves, si, regardant résolument la situation en face, elles confessaient la nécessité d'une réforme et canaliseraient le courant au lieu de lui opposer des digues impuissantes.* Selbstverständlich dürfte sich diese Umwandlung nicht auf revolutionärem Wege, sondern auf Grund einer völligen Reorganisation des bisherigen gesellschaftlichen Zustandes vollziehen, die mit der Abschaffung des gräueltollen und kulturwidrigen Krieges anheben müßte und sich in freien Arbeitervereinigungen realisiren könnte. Dabei würde es sich nicht um den Gewinn einzelner Individuen, sondern um die allgemeine Wohlfahrt handeln.

Bremen.

Dr. Thomas Kehler.



Selbstanzeigen.

Die preussischen Ostmarken. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Nachdem ich in vierzigjähriger publizistischer Thätigkeit die Entwicklung der polnischen Verhältnisse verfolgt habe, durfte ich mich der Aufforderung des Alldeutschen Verbandes, mein Gutachten über unsere preussisch-deutsche Polenfrage abzugeben, nicht entziehen. Ich bin kein Polenfeind, weiß die achtungswerthen kulturellen und fortschrittlichen Bestrebungen polnischer Patrioten aufrichtig zu würdigen, kann aber gerade deshalb unseren Mitbürgern polnischer Nationalität nur von den frechen Angriffen ihrer Hezypresse gegen Preußen und Deutschland abrathen und den korrekten und loyalen Anschluß an Preußen empfehlen, das die gemischtsprachigen, seit Jahrhunderten sozial und wirtschaftlich kolonisierten, geographisch und politisch uns unentbehrlichen Grenzlande nimmermehr aufgeben darf. Unseren deutschen Landskuten in den Ostmarken das vaterländische Pflicht- und Ehrgefühl für ihre schwierige Mission zu stärken, sie aber auch nicht allein durch Regierungsmaßregeln, sondern eben so sehr durch kräftige Bethätigung selbstbewussten und opferwilligen Volksthumes moralisch und wirtschaftlich zu unterstützen, erscheint mir nächst der positiven Lösung der Aufgaben unserer Sozialreform für Gegenwart und Zukunft als dringlichster Gegenstand wahrhaft nationaler Realpolitik. Hierfür deutsche Leser zu erwärmen, war das Leitmotiv meiner Schrift.

München.

Christian Petzet.



Die Lage in Ostasien. Von B. Chirol. Uebersetzt und eingeleitet von J. von Bojanowski. Zweite Auflage. Johannes Rade, Berlin 1897.

Gegenüber der Eintönigkeit der Touristenliteratur, die nicht müde wird, in immer gleichen Wendungen von dem Glanz des Klubs in Hongkong und den süßen kleinen Mädchen in Japan zu erzählen, bietet das Werk Chirols Belehrung über die wahre Lage der Dinge. Die in dem flott und interessant geschriebenen Buch niedergelegten Beobachtungen eines Engländer's, der mit praktischem Blick auf die seit dem Vertrag von Shimonoseki zu Gunsten Europas wesentlich veränderte Lage hinweist, rühren aus der Zeit nach dem Friedensschluß mit Japan her und sind ausnahmslos von hoher Wichtigkeit, für Deutschland im Besonderen, das nach Großbritannien die bedeutendsten Handelsbeziehungen mit China pflegt. Diese Uebersetzung hat dem Herausgeber es schon im letzten September nahe gelegt, der schnell vergriffenen Auflage des Buches eine zweite folgen zu lassen. Das damals mehrere Monate vor den Ereignissen in Kiautschou geschriebene Vorwort ist in erfreulichster Uebereinstimmung mit Dem, was bald nachher als Ansicht und Absicht unserer Regierung ans Licht trat.

J. von Bojanowski.



Hohentklingen, eine Zeit in Bildern und Gestalten. München 1898. Caesar Fritsch (Heinr. Blach).

Das deutsche Epos war nie ein versifizirter Roman oder eine versifizirte Novelle. Groß entrollte es vor uns das Bild einer Zeit. So habe ich versucht, das ausgehende Mittelalter mit seinem Hereindrängen neuer Gedanken darzustellen, indem ich diese Zeit in den Höhepunkten ihrer Lebensäußerung sah.

München.

Wilhelm von Scholz.



Johannes der Täufer und seine Zeit. Berlin, Verlag der Harmonie.

Das jüngste Bühnenwerk Sudermanns, „Johannes“, ist von der Kritik hart und viel geholt worden, — auch in dieser Zeitschrift. Ich habe in der angezeigten Schrift meine völlig andersartige Meinung eingehend dargelegt. Meine Brochure, die ein gut getroffenes Bild des Herrn Raimund als Johannes schmückt, bietet einen knappen Gedankengang des Stückes selbst; daran schließen sich in drei Abschnitten Betrachtungen über Fürst und Volk in Palästina zur Zeit des Täufers und eine Besprechung der Beziehungen zwischen Johannes und Jesus, endlich eine Erörterung über den Helden des Dramas und seinen Konflikt.

Theodor Kappstein.



Reichsländische Zeitfragen. Erstes Heft. Leipzig, Grunow, 1898.

Die Auffassung der reichsländischen Verhältnisse, die hier vorgetragen wird, weicht von der herrschenden ab: diese läßt sich treffend als Zufriedenheit-Legende bezeichnen; ich dagegen suche nachzuweisen, daß weder Zufriedenheit besteht, noch der deutsche Staatsgedanke Fortschritte macht. Wenn auch der ausdrückliche Protest nicht mehr laut wird — oder doch nur selten —, so wuchert dafür um so stärker der stille Protest und äußert sich unter Anderem darin, daß alles Deutsche in Sprache, Sitte und Recht abgewiesen und alles Französische gehegt und gepflegt wird. Daran nehmen auch die Reisten von Denen Theil, die sich als unsere Freunde bezeichnen. Daneben macht sich in allen Volksschichten ein ausschließender Nativismus breit, der zwar als Annäherung einer Art von Adelstitel den Spott herausfordert, aber für die deutsche Gestaltung der Zukunft eine ernste Gefahr ist. Er ist vor Allem auf einen unserer größten Fehler, auf unsere Volksschmeichelei, zurückzuführen. Das Gesamtergebniß der Entwicklung ist Kleinstaaterei. Sie prägt sich immer bestimmter aus und wirkt durch ihre Verquickung mit französischem Wesen feindselig, separatistisch. Die Leser der „Zukunft“ werden in der Schrift das Bestreben finden und begrüßen, auch für die Erscheinungen des reichsländischen Staatslebens die Lehren der bismarckischen Tradition zu verwerten, als Maßstab des Urtheiles sowohl wie als Wegweiser der That. Nirgends mehr als in dem jüngsten Gliede des Deutschen Reiches sind bisher edle und fruchtbare Gedanken Bismarcks verdorben oder verwässert worden, nirgends mehr hat der große Roman ein kleines Geschlecht gefunden.

Schillingheim i. G.

Emil Röhn.



Warschauer-Darmstädter.

Selten oder nie ist bei uns die Vergrößerung einer Bank mit so viel Klugheit und Voraussicht unternommen worden wie die neulich bekannt gewordene Theiligung der Darmstädter Bank an der Firma Robert Warschauer & Co. in Berlin. Selbst die ziffernmäßig weit beträchtlichere Transaktion zwischen der Diskontogesellschaft und der Norddeutschen Bank hält als bloßes Agiengeschäft damit keinen Vergleich aus. Auch ist es als Präzedenzfall nicht zu unterschätzen, das jetzt ein wirklich erstes Bankhaus seine Selbstständigkeit aufgibt. Denn mag für die nächsten Jahre ein Vasallenverhältniß im eigentlichen Sinn nach der Meinung Kundiger auch ganz ausgeschlossen erscheinen: undenkbar bleibt immer, daß die Geschäfte der Firma Robert Warschauer & Co. künftig noch allein im Bureau von Robert Warschauer erledigt werden. Man muß bedenken, daß nur der Rang, den diese Firma seit Jahren einnimmt, die Darmstädter Bank hindern kann, sich sofort in ihre Thätigkeit einzumischen. Wer sich in der Hochfinanz umgesehen hat, kennt den fast räthselhaften Respekt, der vor altem Bankiersreichthum nun einmal besteht und bei dem manchmal sogar die bekannte hansemannsche Gemüthlichkeit nicht aufhört, wenn viel Geld in Frage kommt. Aber zwanzig Millionen sind ein hübsches Kapital; und die Darmstädter Bank besitzt auch in Berlin eine bewährte Organisation, deren Leiter zunächst als Rathgeber dann und wann vielleicht willkommen sein werden und die allmählich eine Art letzter Instanz bilden könnten.

Man kann nicht sagen, daß das neue Verhältniß dem Ruf der Firma Warschauer völlig entspricht. Sicher dürfte schon vor Jahren mancher bessere Vorschlag gemacht worden sein; aber die Inhaber sahen in ihrem schönen Erbe und wollten, ungleich ihren Freunden, die Zukunft mit ihren jeder Veränderung fähigen Bankbedingungen uneskompirt lassen. So wäre es auch wohl jetzt noch geblieben, wenn nicht, wie so oft in ähnlichen Fällen, plötzlich ein persönlicher Umstand von zwingender Wichtigkeit geworden wäre. Der eine Warschauer, der sehr kränzlich sein soll, wünscht, sich und sein Vermögen von der Firma zurückzuziehen. Die Herren Oppenheim und Mendelssohn, die anderen Haupttheilhaber, mußten also damit rechnen, daß über ein Kleines ihr Haus mit 20 Millionen weniger zu arbeiten haben würde. Das wäre noch nicht das Schlimmste gewesen. Aber die Herren mußten auch erwarten, daß später bei den bedeutendsten Instituten der Reichshauptstadt gefragt werden würde, wie groß eigentlich noch das Geschäftskapital von Robert Warschauer sei, — und gerade diese Ermüdung könnte sie schließlich der neuen Kommanditierung geneigt gemacht haben.

Skeptiker werden natürlich sagen, den stärksten Reiz hätten wohl die sieben Millionen geübt, die jetzt die Firma als Zwischengewinn für den großen Dienst erhalte, den sie sich von der Darmstädter Bank freundlich gefallen lasse. Erstens aber dürften etwa zwei Millionen für Provisionen an das Garantiekonsortium, Uebernahme der sehr kostspieligen Stempelgebühren u. s. w. abgehen; und zweitens glauben unbefangene Finanzleute, der Antheil der Darmstädter Bank werde alljährlich recht beträchtlich über die bloße Verzinsung von vier Prozent hinausgehen. Das genannte Institut vergrößert also seine Mittel keineswegs nach be-

rühmten Mustern ins Blaue hinein, so lange das Publikum seine Agiogelder gleichsam noch zum Fenster hinauswirft, sondern auf Grund einer festen Geschäftsbetheiligung, die als so gut gilt, daß auch andere Uebernehmer gewiß nicht lange zu suchen gewesen wären. Außerdem bezahlt ja die fünf Millionen überhaupt nicht die Bank, sondern das Publikum, dem die der Firma Warschauer zu 120 Prozent gewährten Aktien zum Kurs von 146 angeboten werden, bei einem allerdings nur um 16 Prozent höheren Kurs der alten Aktien. Endlich gewinnt aber die Bank bei der Kapitalvergrößerung von im Ganzen 25 Millionen noch fünf Millionen für ihre Reserven, die bekanntlich unverzinslich im Geschäft mitarbeiten, während sie die durch die Verstaatlichung der Ludwigsbahn ihr entzogenen Summen natürlich zu verzinsen hatte.

Auders sieht die Sache aus, wenn man fragt, ob es sich für das Publikum auch rentire, wieder einmal in die Tasche zu greifen, um mehr als elf Millionen zu bezahlen. Zur Beantwortung dieser Frage führt nicht die übliche sittliche Entlastung, sondern eine ruhige Prüfung der in Betracht kommenden Ziffern. Die Bank für Handel und Industrie in Darmstadt, Berlin und Frankfurt vertheilt Dividenden seit dem Jahre 1854. In dieser vierundvierzigjährigen Periode haben nach meinen Zusammenstellungen die Aktionäre 341,91 Prozent erhalten; Das ergiebt im Jahresdurchschnitt 7,77 Prozent. Dabei würde ein Besitzer, der dieses Papier schon seit der Gründung hat, nur zweimal nicht mehr als vier Prozent gemacht haben; selbst Sätze wie $4\frac{1}{2}$ und 5 Prozent kommen nur einmal vor. Das beweist, daß eine Bank, die der ersten Finanzgruppe angehört, über alle Krisenjahre hinweg ihren Aktionären erheblichen Nutzen zu bringen vermag. Wenn nun heute bei acht Prozent Dividende das Publikum die Aktie bis über 160 bewertet, so kommt doch eben diese lange Vorgeschichte hinzu; denn bei dem gleichen letzten Ertragniß stehen z. B. Schaaffhausen nur 150, Pfälzische Bank nur 144 u. s. w.

Was gewinnt aber die Bank direkt an Warschauer? Sehr viel, da sogar die regelmäßige Kontokorrentkundschaft der Firma höchst werthvoll sein soll. Als der Begründer des Hauses im Jahre 1849 nach Berlin übersiedelte, galt das Stammhaus in Königsberg bereits als sehr groß. Gepflegt wurden vor Allem die Verbindungen in Ostpreußen und Rußland, deren legitimer Handel in Warschauer den umsichtigsten Vermittler fand. Man darf nicht vergessen, daß es damals, in den Zeiten der Abgeschlossenheit, auf diesem Gebiet kaum eine Konkurrenz gab. Wie vor der Trennung der Provinzen Ost- und Westpreußen der Oberpräsident — die Hauptstadt war ja so fern! — als unumschränkter Herr über gewaltige Länderstrecken dastand, so konnte dort auch ein kluger Geldvermittler die Thätigkeit der reichen, aber müden Patrizier übersehen und beherrschen. Der alte Warschauer soll die Wesenszüge eines Bankiertypus gezeigt haben, der damals an den verschiedensten Punkten Deutschlands auftauchte. Diese Leute rechneten mit kleinen, aber sicheren Gewinnen, aus denen nach und nach dann ein Vermögen entstand, und ließen sich ruhig lächelnd gefallen, wenn sie von Unternehmungslustigen der Engherzigkeit oder Kurzsichtigkeit angeklagt wurden. Erst in einer späteren Periode wurde der große Sprung vom Provisionsgeschäft zu Finanzirungen gewagt, in Süddeutschland und am Rhein früher als im Osten. Nach der väterlichen Sitte hat auch der alte Warschauer sich von allen risikanten Geschäften fernzuhalten gesucht; er wollte nur der Kommissionär sein, der Dritte, der sich freut, — einerlei,

ob die Kalkulation zu Gewinn oder Verlust führte. „Achtelmenschen“ wurden diese in ihrer Art sehr einflußreichen Geldleute, übrigens ganz freundschaftlich, in den Kreisen der Preussischen Bank genannt, deren Geschichte ohne die Thätigkeit solcher Diskontenvermittler gar nicht zu denken ist. Doch gab es auch für solche Eifererkommissionäre Augenblicke, wo das geschäftliche hinter das familiäre Interesse zurücktrat. So hat es das Haus Mendelssohn in den siebenziger Jahren, unter den Nachwehen des Cuxhaven-Stadt-Unternehmens, sicher als entscheidenden Vortheil verspürt, daß es mit den Warschauers verwandt war.

Als die jetzigen Inhaber der Firma die Erbschaft angetreten hatten, wurde die alte Tradition noch eine Zeit lang gepflegt, bis dann mit der Theilnahme am italienischen Tabakgeschäft der Eintritt in die moderne Hochfinanz erfolgte. Seitdem wurden in allen Ländern gute Engagements aufgestellt und das Haus Warschauer hatte neue Erfolge, nicht wegen der besonderen Rastlosigkeit und Begabung der Chefs, sondern wegen des alten feinen Rufes, der bei Anleihegeschäften seinen Zauber fast nie verfehlt. Außerdem steigt die Bankmacht Berlins täglich, die besten Kräfte wenden sich dorthin und lassen sich gern ausnützen, um später selbst auszulügen. Die heutigen Finanzverbindungen der Firma Warschauer sind so bedeutend — selbst von den großartigen italienischen Comirungen abgesehen —, daß es thöricht ist, immer nur von den russischen Beziehungen zu sprechen. Das verleitet zu einem ganz einseitigen Urtheil, wird aber stets nachgehohlet. Wichtig ist, daß die Darmstädter Bank trotz ihrer Zugehörigkeit zur reinen Nothhilfsgruppe an russischen Geschäften nicht theilhaftig ist. Doch wird die neue Kommanditirung auf diesem Gebiet kaum mehr Antheilsgewinn lassen, als ohnehin in den verschiedenen Unterkonfortien schließlich zur Verrechnung zu kommen pflegte.

Auf die Leitung der Darmstädter Bank wird, so hofft man, die neue Verbindung günstig wirken. Es ist ja fast stets nützlich, wenn ein nach modernsten Grundsätzen geleitetes Institut mit einer alten Firma ein Bündniß schließt. Die berliner Direktoren, die bisher immerhin von Darmstadt abhingen, wo alle Beschlüsse noch einmal durchberathen wurden, werden jetzt eine nachhaltige Unterstützung aus einem anderen Kreise der Reichshauptstadt finden. Man wirft der Bank vor, sie habe eine unglückliche Hand in einzelnen sehr großen Operationen, wie bei Portugal oder La Veloce, gehabt; dafür ist sie aber auch zahlreichen industriellen Unternehmungen fern geblieben, über deren Werth das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Unklug ist auch der häufig gedruckte Vergleich mit dem Verhältniß der Handelsgesellschaft zu Breeft & Welpde. Für eine Nachahmung dieses Verhältnisses wären wohl beide Theile nicht zu haben gewesen. Bekanntlich war Breeft & Welpde die Aufgabe gestellt, das Kommissionsgeschäft der Handelsgesellschaft mit zu pflegen; daraus entstand aber bald eine spekulative Vehftigkeit, mit der sich die berliner Börse oft genug zu beschäftigen hatte.

Die Entwicklung der neuen Fusion läßt sich voraussehen: noch einiger Zeit wird man aus der Kommanditgesellschaft eine Aktiengesellschaft machen. Das bringt noch fünfzig Prozent Unternehmerrgewinn; denn die Jahre nahen, wo das Publikum mit seinen festen Anlagen auf 2½ Prozent herunterkommen und wo deshalb für Dividendenpapiere jeder beliebige Preis gefordert werden wird.



Quasimodogeniti.

Die kleinen Mädchen hoben mit Daumen und Zeigefinger den Kopf, denn es goß und sie mußten durch bräunliche Lachen trippeln. Nicht die ganz anständigen nurthaten also, die mit Vater und Mutter vom Besuch beim Onkel oder vom Osterausflug heimkehrten, dem der Berliner, selbst wenn es Bindfaden regnet, nicht missen mag, — nein, auch die anderen, vom schmalen Tugendpfad schon einmal entgleisten, die sich in einer Stunde banger Einsamkeit an einen Erdster verloren oder, seltener, bewußt verschenkt hatten und die sich mehr milde noch als zärtlich nun an des Trauten Hochgestalt schmiegten. Es war, trotz Regen und Sturm, in Halensee hübsch gewesen und es ging sich jetzt, in dem feuchten, schwülen Badstubendunst, recht angenehm durch die Nacht; unter dem Schirm rieben und wegten die Schultern sich an einander, die Hände fanden sich leicht und man konnte schnell einmal losen, ohne daß ein Vorüberwandelnder den unzünftigen Kuß auf der Straße sah. Aber die Holden hatten sich nicht nehmen lassen, das neue Kleid anzuziehen, das hellgraue mit der russischen Jacke, und das durfte doch heute nicht gleich einen Schmutzrand bekommen. Alte Lustlinge, deren Bier das Vermögen überdauert hat, machten ihre unsauberen Studien, schnupperten ein Bißchen umher und ärgerten sich, daß die weißen Unterröcke aus der Mode sind. Andere, die der Kugel nicht plagt und die in dem Weibe des Nächsten mehr als den soxæ sehen, freuten sich wieder einmal an dem Schauspiel einer berlinischen Heimkehr von feiertägiger Lust, lobten den Ordnungssinn der Mädchen, die am Arm des Liebsten noch für die Reinheit des Gewandes sorgen und lauschten, langsam flanirend, den Gesprächen.

„... Der Stoff ist spottbillig, es war ein Nest ...“

„... Du denkst aber auch immer, wenn man mal mit Einem tanzt ...“

„... Zum Oktober kündige ich; der Alte muß mehr rausrücken ...“

„... Mit Marie? Nee, mein Engel, die imponirt mir nich ...“

„... Ödventhals sollten ihr Balg auch weniger aufblonnern ...“

„... Mein Rad ist in der Klinik ...“

„... Wenn die Sache vorüber ist, kriegen wir 'ne dolle Hauffe!“

Zwei Wanderer blieben stehen und sahen einander an. Sie hatten gewettet; heute würden sie kein politisches Wörtchen hören, hatte der Eine fest behauptet und der Andere, der an Kuba, an Mac Kinley und Osterhazy denken mochte, hatte die Wette ohne Zaudern angenommen. In Halensee, auf der Stadtbahn, bei Tucher und Klose: nichts, kein politisches Wort; überall wurden Familiengeschichten erzählt, neue Kleider kritisiert, häusliche oder galante Händel erörtert; die Zeitungen blieben unberührt, höchstens wurde von gelangweilten Paaren ein illustriertes Blatt gemeinsam betrachtet. Klatsch, nichts als privater Klatsch. Die Wette schien verloren und die Freunde schickten sich schon an, den Betrag im französischen Buffet zu verzehren. Da schlug die Hauffeschöpfung an ihr Ohr. War Das Politik?

„Natürlich“, rief, beinahe stolz, der bisher als Gewinner Geltende. „Ich bin reingefallen. Der Mann, der da von der Hauffe sprach, meint doch offenbar die spanisch-amerikanische Sache und wollte sagen, daß wir, wenn sie gut vorübergeht, eine Hauffe kriegen. Er hat Recht, glaube ich. So oder so. Bleibt Friede, dann steigen Amerikaner und mit ihnen hebt sich die ganze Tendenz. Kommt zum Krieg, dann meldet Spanien den Staatsbankrott an, der Pefetenkurs steigt nach der Entschuldung, auf beiden Seiten werden Lieferungen vergeben, neue Anschaffungen werden nöthig, man

braucht Schiffe, Kanonen, — kurz, es kommt Leben in die Bude. Ich habe das falsche Ende erwischt. Ich dachte, wenn keine Zeitungen erscheinen, kümmerere hierzulande kein Mensch sich um Politik. Da haben wir nun den Salat. Ra, gehn wir essen?"

„Weinetwegen. Aber so ganz sicher scheint die Sache mir nicht. Mir macht's ja Spaß, wenn ich gewinne. Nur muß ich honnetter Weise erklären, daß ich an Börsengeschichten nicht im Traum dachte, als ich von Politik sprach. Der Faden reißt nie ab. Ich meinte wirkliche Politik und meine noch jetzt, daß Sie Recht hatten: daß politische Interesse an allerlei entlegenen und sogar heimischen Dingen wird bei uns künstlich gendhet und schwindet sofort, wenn die Zeitungen es nicht pflegen. Ihts Ihnen nie aufgefallen, wie wenig ‚passirt‘, wenn mal ein paar Tage keine Zeitungen erscheinen? Ein Raubmord vielleicht, eine Messeraffaire oder die entdeckte Mißhandlung einer Stieftochter. Aber solche Sachen werden dann nur breitgetreten, weil anderer Stoff fehlt. Heute ist der zweite zeitunglose Tag, — eigentlich der vierte, denn Sonnabend erschien auch nichts und Sonntag früh fehlten hinter den würdigen Festbetrachtungen, die alljährlich renovirt werden, die gewohnten Depeschen. Ueberlegen Sie mal einen Augenblick, was wir in diesen Tagen Alles gelesen hätten! Mindestens zwei neue ‚Enthüllungen über Esterhazy‘; unsere verdrehten Dreifüßler haben es ja richtig dahin gebracht, daß die Beziehungen unserer Armeeführung zu diesem schmierigen Kerl, der Schwarzkoppen offenbar gräßlich hineingelegt hat, in Aller Mäulern sind. Eine Mittheilung über das nun aber wirklich bevorstehende Scheiden des Herrn von der Mecke und über die Person seines Ersatzmannes; dem Armen läßt man ja kaum noch Zeit, seine Sachen zu packen, und dabei weiß im Grunde Niemand, weshalb er durchaus gehen soll. Drei bis vier neue ‚Insamien‘ — Das ist der neueste Modeausdruck — aus dem Lager der Sect trinkenden Agrarier, die gewiß wieder irgendwo einen ehrsamem Händler von der Wahlkandidatenliste verdrängt haben. Andeutungen, ob Waldersee definitiv eingespart oder, als Generalinspekteur der dritten Armee, nur auf Eis gelegt worden ist, um nach den Wahlen für das Erbe Chlodwigs recht frisch zu sein. Ostasiatische Räubergeschichten. Und vor Allem: endlose Telegramme aus Madrid, New-York, Washington und Havana. Was Mac Kinley sinnt und was Blanco sagt, ob Lee reißt und Woodford die Pässe verlangt: darüber und über ähnliche ‚weltgeschichtliche Ereignisse ersten Ranges‘ wäre uns täglich zweimal berichtet worden und Sie dürfen darauf schwören, daß kein Unsinn, den irgend ein englischer, spanischer, amerikanischer, französischer oder vatikanischer Korrespondent erfunden hat, uns entgangen wäre. Nun war Charfreitag, waren die Oftertage, — und siehe: es ging auch so. Wesentliches blieb uns sicher nicht verschwiegen. Die Spanierische soll, so stehen unsere Zeitungsleute, den Sommerbedarf an Sensationen decken, weil in Deutschland jetzt gar nichts los ist und man auch auf die Wahlen kaum noch hoffen kann, und deshalb wird sie nach Möglichkeit aufgebauscht. Wenn aber keine Blätter erscheinen und es nicht nöthig ist, den Stoff zusammenzutragen, der den Kanoncnbeilagen ein ehrbares Ansehen giebt, dann hat an der Häufung der Nachrichten kein Mensch mehr ein Interesse und das politische Lieb verhallt. . . Ja, mit den Börsenleuten dürfen Sie mir natürlich nicht kommen! Die lassen sich auch an Feiertagen ihre Depeschen schicken und fixen und jobbern selbst von Rizza oder Ostende aus recht nach der Kunst. Das hat doch mit der Politik, der Lehre vom Staat, nicht das Geringste zu thun. Oder glauben Sie etwa, daß die Leute, die neulich ‚auf Intervention des Papstes flau wurden‘, sich dabei als Glieder eines Gemeinwefens fühlten? Und die

Anderen, die weder oben noch unten engagirt sind, freuen sich, wenn man sie in Ruhe läßt, und kümmern sich um Politik im Allgemeinen überhaupt nur, weil sie ihnen beim Kaffee und vor dem Abendbrot suggerirt wird.“

„Aber . . . Im Ernst können Sie doch nicht behaupten, daß die Zeitungen die Politik machen und —“

„Gewiß nicht. Aber die Zeitungsleute schlagen den Schaum, mit dem die Reiven dann eingeseift werden. Bitte: ohne Anspielung! Sie müssen die Sachen nur sehen, wie sie wirklich sind. Da sitzt so ein Berichterstatter in Paris oder Madrid. Er weiß ganz genau, wann sein Blatt viel, wann es wenig braucht, und richtet sich natürlich streng danach. In fetten Zeiten telegraphirt er sich die Seele aus dem Leibe; an Stoff fehlt es nie, denn er kann ja im Nothfall einfach die Zeitungen des Landes ausschlagen, in dem er seinen Plantagenbesitzer vertritt, kann melden, was *Siecle*, *Aurore*, *Imparcial*, *Herald* und *Gaulois* verkünden. Dann ist er ein informirter Mann, ist rührig und kann am Monatsende das doppelte oder dreifache Zeilenhonorar liquidiren. Wozu aber soll er sich quälen, wenn die Zeitung daheim doch nicht erscheint oder für seine Wundermärchen keinen Raum übrig hat? In jedem Blatt ist für jeden Gegenstand nur ein bestimmter, je nach den Umständen und der Laune des Verlegers wechselnder Raumumfang frei. Ein guter Korrespondent irrt sich nie: er schickt immer so viel, wie gerade gedruckt werden kann. Und weil er während der Feiertage zum Schweigen verurtheilt ist, deshalb haben diese Tage selbst in unserer entgötterten Zeit noch etwas Festliches bewahrt. Stille ringsum. Die Menschen sprechen endlich wieder, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, sprechen von Dingen, die ihnen wirklich am Herzen liegen. Es sind persönlich recht winzige Dinge, aber mir ist diese abberitische Harmlosigkeit lieber als die politische Kannegießerei der Woche und ich möchte vor Feiertagen den gemüthlich Michelnden stets das Wort Petri zurufen: „So leget nun ab alle Bosheit und allen Betrug und alle Heuchelei und Neid und alles Aferreden; und seid begierig nach der vernünftigen, lautereren Milch, als die jezt geborenen Kindlein, auf daß Ihr durch dieselbige zunehmet.“ Das thun sie denn auch pünktlich und darum läßt sich an solchen Tagen leben. Keine egotischen Nachrichten, keine Sensationen, die morgen schon wieder sinnlos geworden sind, kein geheucheltes Interesse an Dingen, die uns nichts bedeuten. Man redet vom Nadeln, vom Skat, vom Geschäft und von der Familie, hängt sich die Kleine an den Arm und macht nicht in kosmischer Politik, die uns noch immer nicht kleiden will. Das ewige Geschwätz von Krieg und Kriegsgeschrei ruiniert nur die Nerven und nützt . . .“

„Bitte: und die Bürger im Faust, die doch echte Deutsche sind und denen gerade an Sonn- und Feiertagen der Kriegsklatsch die größte Freude macht?“

„Vieux jeu, Liebster: Bürger alten Stils! Die rebeten in der Woche vom Geschäft, von häuslicher Lust und Plage, und pugten sich nur an Feiertagen zu Weltbürgern heraus. Die verschlangen nicht täglich ein paar Bogen Holzpapier. Heute müssen wir wenigstens die zeitunglosen Tage der kleinen Menschlichkeit zu retten suchen. Passen Sie auf: selbst Scherl wird morgen früh nichts Niesiges haben. Ich schlage Ver- tagung der Wette vor: wir wollen uns am nächsten Sonntag, wo das Wort Petri von den Kanzeln verkündet wird, wieder treffen und ich will gewonnen haben, wenn die zärtlichsten Pärchen als politische Thiere dann nicht den neugeborenen Kindern gleichen.“